

# Meine Autobiografie

Gewonnene Freiheit verpflichtet – den sozial Schwachen und Behinderten helfen<sup>1</sup>

Von Walter Ortloff

*Am 13. Mai 1923 kam ich im Haus Roßlauf Nr. 5 – neben dem damaligen Mädchenledigenwohnheim der Spinnerei J. F. Adolff – dem „Marienheim“ – in der selbständigen Gemeinde Steinbach, Oberamt Backnang, zur Welt.<sup>2</sup> Wie ich durch eine Originalzeitung von damals an meinem 70. Geburtstag erfahren habe, war dieser 13. Mai ein Sonntag.*

## Die Eltern

*Meine Mutter war Emilie Ortloff geb. Bader. Sie war am 30. April 1892 in Kohlberg, Oberamt Nürtingen, geboren und im Kreis von zehn Geschwistern aufgewachsen. Nach ihrer Schulzeit und bis zu ihrer Heirat mit meinem Vater am 20. Oktober 1920 hat sie in einer Stoffweberei in*



Das direkt neben dem „Marienheim“ gelegene Geburtshaus von Walter Ortloff im Rosslauf 5.

<sup>1</sup> Die Autobiografie von Walter Ortloff erschien erstmals im Jahr 2001 als Band 2 der von Gerhard Fritz herausgegebenen Reihe „historegio Autobiographien“ im Verlag Manfred Hennecke, Remshalden. Die hier abgedruckte Version wurde von Ortloff noch einmal durchgesehen und an manchen Stellen leicht verändert. Die Anmerkungen stammen – sofern nicht anders angegeben – von Bernhard Trefz.

<sup>2</sup> Das „Marienheim“ wurde 1907 zur Unterbringung von auswärtigen Arbeiterinnen der Spinnerei Adolff errichtet. Es wurde nach der Ehefrau des Spinnereibesitzers Eugen Adolff (1842 bis 1925), Maria Adolff (1845 bis 1914), benannt. Heute ist darin die Geschäftsstelle Backnang des Jobcenters Rems-Murr untergebracht. Der heutige Stadtteil Steinbach wurde 1941 nach Backnang eingemeindet.



Metzingen als Weberin gearbeitet. Sie entstammte einer kleinbäuerlichen Familie. Mehrere ihrer Geschwister starben im frühen Kindesalter, eine Schwester wanderte in die USA aus. Sie ist am 27. Juni 1976 in Backnang verstorben.

Mein Vater war Otto Ortloff, geboren am 12. Juni 1889 in Schlierbach bei Heidelberg. Er hatte noch zwei Schwestern und zwei Brüder, die alle älter waren als er. Sein Vater war selbständiger Schuhmachermeister, seine Mutter Hausfrau. Nach seiner Schulentlassung war er in verschiedenen Betrieben als Arbeiter beschäftigt. Im 1. Weltkrieg war er von 1915 bis 1918 als Landsturmpflichti-



Emilie und Otto Ortloff bei ihrer Hochzeit am 20. Oktober 1920 in Backnang.

ger im Infanterie-Regiment 121 an der Westfront im Einsatz. Danach ging er zur Spinnerei J. F. Adolff AG in Backnang. Dort war er bis zu seinem 70. Lebensjahr als Spinnereiarbeiter beschäftigt. Er starb am 25. Dezember 1973 in Backnang.

Mein Vater war aktiver Turner im Turnerbund und bis zu dessen Auflösung und seiner Eingliederung in den Turnverein im „Dritten Reich“ dort Mitglied.<sup>3</sup> Trotz seiner kritischen Einstellung zur NS-Regierung mußte er gegen seinen Willen zwangsweise Mitglied in der Deutschen Arbeitsfront werden, sich einen obligatorischen dunkelblauen Arbeitsfrontanzug mit einem besonderen Knopfemblem beim damaligen Schneidermeister Döbele,<sup>4</sup> der vor dem „Dritten Reich“ aktiver Sozialdemokrat war, anfertigen lassen und damit bei allen Aufmärschen der Backnanger Nationalsozialisten neben dem Fahnenträger der Spinnereibelegschaft als Begleiter marschieren.

## Schule und Berufsausbildung

Als Einzelkind habe ich mir, noch nicht schulpflichtig, gewünscht, in ein „Schüle“ (der Name „Kindergarten“ wurde bei uns erst viel später üblich) gehen zu dürfen, denn manche Erwachsene erzählten von solchen Einrichtungen in der Stadt und beflügelten dabei meine kindliche Phantasie. Bei den damaligen örtlichen Gegebenheiten war für uns „Spinnereikinder“ ein Besuch in einem „Schüle“ aber nicht möglich.

Mein Schuleintritt erfolgte am 1. April 1929 in die Volksschule Backnang. Damals wohnten wir im mittleren der drei sogenannten „Meisterhäuser“ auf der linken Seite der Steinbacher Straße Nr. 128 nach der Spinnerei Adolff.<sup>5</sup> Vom Frühjahr 1931 bis Herbst 1932 mußten alle volksschulpflichtigen Kinder aus diesen drei Häusern nach Steinbach in die dortige Einklassenschule, die sich im 1. Stock der Gaststätte Marquardt „zur Krone“ befand. Der Grund für diese Umschulung war vielleicht in Differenzen zwischen der Stadt Backnang und der Gemeinde Steinbach zu suchen. Nachdem meine Eltern in Backnang im

<sup>3</sup> Der Turnerbund, ein Verein der Arbeiter-Sportbewegung, wurde 1892 als zweiter Backnanger Turnverein gegründet. Wie viele andere Vereine der Arbeiterbewegung wurde er nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten 1933 verboten und zwangsaufgelöst.

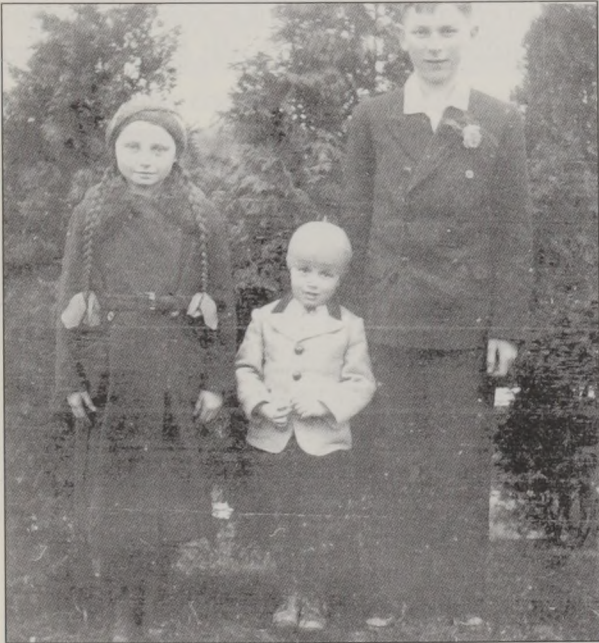
<sup>4</sup> Die Schneiderei von Karl Döbele (1889 bis 1959) befand sich seit 1932 in der Uhlandstraße 9.

<sup>5</sup> Die drei Mehrfamilienwohnhäuser entlang der damaligen Steinbacher Straße (heute: Spinnerei 36, 38 und 40) wurden zwischen 1906 und 1910 erbaut und dienten der Unterbringung von Arbeitern der Spinnerei Adolff und ihrer Familien.



damaligen Hindenburgweg<sup>6</sup> im Spätherbst des Jahres 1932 ein Wohnhaus gebaut und dorthin umgezogen waren, besuchte ich dann wieder die Volksschule Backnang mit meinem ehemaligen schwerkriegsbeschädigten Klassenlehrer Schaich<sup>7</sup> bis zum Frühjahr 1933.

Das 5. und 6. Schuljahr war ich in der Knabenklasse an der gleichen Schule beim Klassenlehrer Immanuel Rieth,<sup>8</sup> der zahlreiche Wanderungen in unserer engeren Heimat mit uns unternommen hat. In der Oberstufe der Volksschule Backnang besuchte ich die Klasse 7 und 8 in den Jahren 1936 und 1937 bei dem Klassenlehrer Ulrich.<sup>9</sup> In meinem Abschlusszeugnis vom 18. März 1937 steht als Gesamterfolg: befriedigend. Gerne erinnere ich mich noch heute an meine Backnanger Schullehrer, die sehr human waren und nie versucht haben, uns parteipolitisch zu beeinflussen.



Konfirmand Walter Ortloff im Jahr 1937 mit Liselotte Bader und Horst Ortloff.

Am 14. und 21. März 1937 waren für meinen Schuljahrgang 1922/23 die Konfirmationen der evangelischen Gesamtkirchengemeinde in der Stiftskirche. Ich wurde am 14. März von Stadtpfarrer Gauß<sup>10</sup> konfirmiert. Mein Konfirmandenspruch lautete: „Das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in Kraft“ (1. Kor. 4,20). Dieses Ereignis wurde bei uns zu Hause in kleinem Familienkreis gefeiert.

Nicht weit von uns entfernt, in der Hasenhölde, war ein Herr Schwarz<sup>11</sup> als NS-Blockwart aktiv. Er führte alle Haussammlungen für das Winterhilfswerk (WHW) durch. Dies geschah immer an einem Sonntagmorgen. Er erschien stets in Uniform mit einer Sammelbüchse, und nach jeder Geldspende erhielt meine Mutter – Vater ging nie zur Tür – eine bunte Plakette, die sie mit einem Reißnagel an unserer Wohnungstür sichtbar anheftete. Die im Reich gesammelten Spendengelder wurden als Erfolgsmeldungen in den Zeitungen veröffentlicht.<sup>12</sup> Wohin dieses Geld letztendlich geflossen ist, bleibt für mich höchst fragwürdig.

In unserer Nachbarschaft hatte ein Herr Weller<sup>13</sup> ein Zweifamilienhaus gebaut, die Wohnungen vermietet und im Erdgeschoss ein kleines Lebensmittelgeschäft betrieben. Seine Frau arbeitete in der Spinnerei Adolff, und das Ehepaar wohnte in einem Hinterhaus in der jetzigen Eugen-Adolff-Straße. Bei einem meiner Einkäufe wurde ich Zeuge, wie ein Nachbar, Träger des goldenen Parteiabzeichens der NSDAP, Herrn Weller fragte, warum er an seiner Ladentür kein Schild mit der Aufschrift „Heil Hitler“ habe. Weller antwortete ihm sinngemäß, er habe ein Schild mit der Aufschrift „Deutsches Geschäft“ angebracht, und das halte er für gleichwertig. Der Kunde war allerdings anderer Ansicht. Das muss nach der „Reichskristallnacht“ im November 1938 gewesen sein.

<sup>6</sup> Familie Ortloff wohnte im Hindenburgweg 31. Im März 1933 wurde der Weg auf Antrag der NSDAP-Gemeinderatsfraktion zur Hindenburgstraße. Auf Druck der amerikanischen Militärregierung in Backnang wurde die Hindenburgstraße im September 1945 in Friedrich-List-Straße umbenannt.

<sup>7</sup> Albert Schaich (1874 bis 1940) war von 1924 bis zu seinem Tod 1940 Lehrer an der Volksschule Backnang.

<sup>8</sup> Immanuel Rieth (1885 bis 1960) war von 1926 bis 1949 Lehrer und von 1949 bis 1952 Rektor an der Volksschule Backnang.

<sup>9</sup> Gottlob Ulrich (1876 bis 1955) war von 1919 bis 1943 Lehrer an der Volksschule Backnang.

<sup>10</sup> Otto Gauss (1902 bis 1945) war seit 1935 Stadtpfarrer von Backnang. Er fiel im Februar 1945 in Schlesien als Soldat.

<sup>11</sup> Der Heizer Hermann Schwarz wohnte in der Hasenhölde 28.

<sup>12</sup> Die erste Sammlung der „Winterhilfe“ fand im Winter 1931/32 – und damit bereits vor dem „Dritten Reich“ – statt. Nach der „Machtergreifung“ gründeten die Nationalsozialisten das „Winterhilfswerk des Deutschen Volkes“ und versuchten damit die materielle Not zumindest von Teilen der Bevölkerung zu lindern. Dadurch konnten in nicht unerheblichem Maße die sonstigen Sozialausgaben gesenkt werden. Außerdem wurde die durchaus erfolgreiche Sammelaktion propagandistisch zur Stärkung der „Volksgemeinschaft“ benutzt.

<sup>13</sup> Eugen Weller (1903 bis 1972) betrieb in der Hindenburgstraße 34 ein „Kolonialwarengeschäft“ und wohnte mit seiner Familie in der Eugen-Adolff-Straße 17.



Eine Straße weiter weg wohnte die Familie Feigenheimer. Emanuel Feigenheimer, Jahrgang 1901, war Jude und mit der Backnangerin Berta Reimold, Jahrgang 1904, einer Nichtjüdin, verheiratet.<sup>14</sup> Das Paar war kinderlos, beide verhielten sich immer höflich und gutnachbarlich. Herr Feigenheimer war in verschiedenen Backnanger Kleingerbereien beschäftigt, bevor er ab März 1943 bei der Stadt Backnang als Straßenkehrer tätig war. Er mußte in der Öffentlichkeit stets den Judenstern an seiner Oberkleidung tragen, was ich nicht verstehen konnte, war er doch – in meinen Augen – ein untadeliger Bürger. Im Februar 1945 wurde er in ein Konzentrationslager deportiert (soweit ich weiß, war es Theresienstadt) und im Juni 1945 kehrte er von dort wieder zurück.<sup>15</sup> Er war dann vom August 1945 bis Dezember 1954 als Meister in der Lederfabrik Carl Kaess in Backnang beschäftigt. Aus zuverlässiger Quelle weiß ich, daß dieses Arbeitsverhältnis gegen den Willen von Feigenheimer

durch die Firma Kaess beendet wurde. Vielleicht war diese Anstellung eine Art Wiedergutmachung im Zusammenhang mit den zu dieser Zeit durchgeführten Entnazifizierungsverfahren. Mich persönlich und meine Freunde haben diese Verfahren wenig interessiert. Über die im „Dritten Reich“ begangenen Greuelthaten erfuhren wir erst nach Kriegsende, vorher gab es darüber keine Informationen. Feigenheimer war übrigens nach seiner Entlassung bis zum 31. Mai 1966, seinem 65. Lebensjahr, als Telefonist bei der Stadt Backnang angestellt.

Von April 1937 bis März 1938 absolvierte ich einen Jahreskurs an der privaten Stenotypistenschule in Waiblingen, wo ich mir gute Kenntnisse in allen kaufmännischen Fächern erworben habe. Meine Bemühungen, danach in Backnang eine Ausbildungsstelle als Kaufmann zu erhalten, waren vergebens, so daß ich als einziger von meinen ehemaligen Klassenkameraden arbeitslos und darüber todunglücklich war. Erst nach vielen



Kursklasse 1937/38 der Privaten Handelsschule in Waiblingen (Walter Ortloff oberste Reihe rechts).

<sup>14</sup> Emanuel Feigenheimer (1901 bis 1969) war der Sohn von Julius Feigenheimer (1854 bis 1924), der in der Wilhelmstraße 33 eine Lederfabrik betrieben hatte. Zwei Schwestern von Emanuel Feigenheimer wurden im Holocaust ermordet. Siehe dazu den Beitrag von Bernhard Trefz zu den Backnanger „Euthanasie“- und KZ-Opfern in diesem Jahrbuch. Emanuel Feigenheimer heiratete 1931 Berta Reimold (1904 bis 1991), die Tochter von Gottlob Reimold (1879 bis 1941), der im städtischen Schlachthof für die Maschinen zuständig war. Sie wohnte in der Hindenburgstraße 56.

<sup>15</sup> Feigenheimer kehrte Mitte Juni 1945 aus dem KZ Theresienstadt nach Backnang zurück. Siehe dazu: Gérard Heinz: Backnang von 1933 bis 1939. – In: Bjb 3, 1995, S. 119 bis 195, hier 190 bis 194.



vergeblichen Bewerbungen erhielt ich die Zusage einer Stuttgarter Firma, der Württembergischen Holzwarenindustrie Julius Bieger, mich als kaufmännischen Lehrling einzustellen. Diesen neuen Lebensabschnitt begann ich, als aus der Provinz in die Großstadt Gekommener, erstmals ohne elterliche Hilfestellung. Ich war schüchtern und ängstlich, weil ich keine Ahnung davon hatte, was auf mich zukam. Glücklicherweise hatte ich einen „Oberstift“ (also einen kaufmännischen Lehrling im 3. Lehrjahr), der mir bei vielen Fragen hilfreich zur Seite stand. Bei Bieger, der eine Großhandlung und eine Holzwarenfabrik betrieb und sich in Stuttgart-West befand, habe ich zwischen dem 23. Mai 1938 und dem 30. April 1941 erfolgreich eine kaufmännische Lehre abgeschlossen. Meine damalige monatliche Vergütung betrug 14 RM im ersten, 27 RM im zweiten und 37 RM im dritten Lehrjahr. Vor der Industrie- und Handelskammer Stuttgart habe ich am 28. April 1941 die Kaufmannsgehilfenprüfung bestanden und auf Grund des Ergebnisses den Kaufmannsgehilfenbrief erhalten. Berufsbegleitend besuchte ich mit gutem Erfolg die kaufmännische Berufsschule für Jungen in der Stuttgarter Hasenbergstraße. Im Anschluß an meine Lehre war ich als Kaufmannsgehilfe im gleichen Betrieb beschäftigt.

## Musterung und Reichsarbeitsdienst

Meine Musterung zum Wehrdienst war am Pfingstmontag, dem 3. Juni 1941. Das Ergebnis war „kv = kriegsverwendungsfähig“. Obwohl sich einige meiner Schulkameraden freiwillig zum Kriegsdienst meldeten, verspürte ich bei meiner Musterung keine Begeisterung. Vom 30. August 1941 an war ich, wie einige andere Backnanger, zum Reichsarbeitsdienst bei der Wachabteilung W 31 in Karlsruhe-Knielingen einberufen. Da wir uns alle gut kannten, taten wir diesen Dienst ziemlich unbeschwert. Bedingt durch eine Trinkwasserverunreinigung erkrankte ich in dieser Zeit an Ruhr und mußte deshalb wochenlang im Teillazarett Waisenhaus in Karlsruhe stationär behandelt werden.

Nach meiner Grundausbildung war ich zur Bekleidungskammer kommandiert. Mit ein wenig Galgenhumor sangen wir damals in unseren Barackenstuben nach der Melodie: „O du schöner Westerwald“ das Lied „O du schöner Arbeitsdienst, ein jeder muss zum Arbeitsdienst, 25 Pfennig ist der Reinverdienst, 6 Eckstein und 5 Rahmbonbon, das ist der Tageslohn“ (so oder so ähnlich war der Text). Unsere Löhnung erhielten wir regelmäßig nach 10 Tagen in Höhe von 2,50 RM in



Walter Ortloff (3. v. r.) beim Reichsarbeitsdienst in Karlsruhe-Knielingen.



bar ausbezahlt und dabei sind 10 Pfennig fürs Haarschneiden einbehalten worden. Es wurde uns befohlen, im Lager den obligatorisch kurzen Militärhaarschnitt (Streichholzlänge) von einem RAD-Pflichtigen, einem gelernten Friseur, machen zu lassen. Vom Reichsarbeitsdienst wurde ich am 1. April 1942 als Vormann entlassen.

## Bei der Wehrmacht: Ausbildung in Karlsruhe und Besatzungszeit in Frankreich

Ab 16. April 1942 leistete ich Wehrdienst in Karlsruhe-Durlach bei der Nachrichten-Ersatz-Abteilung 4. Dort wurde ich als Heeresfunker ausgebildet. Von Juli 1942 bis Januar 1943 leistete ich meinen Dienst im besetzten Frankreich bei der II. Nachrichtenabteilung der Infanterie-Division 335 mit dem taktischen Zeichen einer Hellebarde.

Am 16. Juli 1942 war meine Einheit im Karlsruher Bahnhof auf einen Eisenbahnzug verladen und nach Nordfrankreich in die Nähe von Brest gebracht worden. Zuerst waren wir von 21. Juli bis 15. August 1942 in einem Barackenlager, mitten im Wald, bei der Stadt Châteaulin untergebracht. Eine Woche nach unserer Ankunft wurde ich als Ordonnanz ins Offizierskasino kommandiert und vom Truppendienst befreit. Das Kasino war in einem stattlichen, von der deutschen Wehrmacht beschlagnahmten Wohnhaus untergebracht. Die Offiziere der Abteilung trafen sich hier zum Mittagessen, das ich von der Feldküche holen und in einem großen Zimmer servieren mußte. Dazu wurden auf Bestellung und Rechnung alkoholische Getränke gereicht. Der Abteilungskommandeur wohnte im 1. Stock. Neben seinem Schlafzimmer war eine geräumige Toilette, in die eine Badewanne, sicher auf Anordnung der deutschen Standortverwaltung, eingebaut wurde. Nachdem dies geschehen war und ich auch einmal Lust auf ein Vollbad verspürte (was nachvollziehbar ist, nachdem ich lange Zeit nicht aus den Klamotten gekommen war), ließ ich am Nachmittag der Badfertigstellung – der Kommandeur war außer Haus – die Wanne volllaufen und nahm ein herrliches Bad. Unsere französische Putzfrau saß derweil am Küchenfenster im Erdgeschoß, um aufzupassen, daß kein Unbefugter das Haus betrat. Doch

plötzlich hörte ich auf der Holzterasse laute Tritte, die Tür zum Schlafzimmer wurde geöffnet und es erschien mein Kommandeur unter der Badezimmertür. Ich nahm, in der Badewanne sitzend, Haltung an und bat um Nachsicht für meine Handlung. Daraufhin entfernte er sich und ich hatte ein ungutes Gefühl, welche Folgen dies haben würde. Am nächsten Tag, nach dem Mittagessen, fragte der Abteilungskommandeur die anwesenden Offiziere in meinem Beisein, ob sie die Geschichte von Ortloff im Bad schon kennen würden. Da dies nicht der Fall war, erzählte er, was sich zugetragen hatte, dabei hatte er die Lacher auf seiner Seite. Mein Kompaniechef, Oberleutnant Maier, war allerdings sauer auf mich und erklärte mir unter vier Augen, ich hätte die 2. Kompanie blamiert, was ich mit einem erzwungenen „Jawohl!“ bestätigen mußte. Der Abteilungskommandeur war auch nach dem Vorfall mir gegenüber immer korrekt.

Am 16. August 1942 wurde unsere Einheit überraschend in Marsch gesetzt und als motorisierte Abteilung nach Landerneau verlegt. Dort waren wir in einer Schule untergebracht. Am 29. Oktober 1942 ging es wieder zurück nach



Auf Wache im besetzten Frankreich 1942.



Châteaulin. Am 30. Oktober erhielt ich als zweite Ordonnanz aus meiner Kompanie den Funker Kahlbrock zur Mitarbeit zugewiesen, was für mich eine große Erleichterung brachte und wofür ich dankbar war. Kontakte zur Zivilbevölkerung hatten wir so gut wie gar nicht, denn wir durften nur nach Dienstscluß in den Abendstunden die Unterkünfte bis zum Zapfenstreich verlassen und in dieser kurzen Zeit besuchten wir überwiegend das Soldatenheim oder gelegentlich eine Gaststätte. Die Franzosen waren uns gegenüber sehr reserviert, aber nicht feindselig. Von Aktionen der Résistance habe ich nie etwas bemerkt.

Vom Kriegsgeschehen erfuhren wir über den Großdeutschen Rundfunk mit seinen Meldungen, daneben bekamen wir gelegentlich auch Soldatenzeitungen, die überwiegend von für Deutschland erfolgreichen Kriegshandlungen berichteten. Strengstens verboten war es, mit unseren Empfangsgeräten feindliche Sender zu hören. Das Verbot wurde von uns auch genau befolgt, weil die Angst vor einer Bestrafung groß war. Aus all diesen Gründen hatten wir keinerlei Überblick über das tatsächliche Gesamtgeschehen.

Im November 1942 erfolgte die Verlegung meiner Division von Nordfrankreich in das zuvor unbesetzte Südfrankreich.<sup>16</sup> Dort kamen wir am 14. November 1942 mit einem Güterzug in Marseille an. Unsere Abteilung wurde in den Außenbezirk St. Marcel verlegt, die 2. Kompanie bezog ihr Quartier in einem geräumten, modernen Gebäudekomplex eines Gymnasiums. Das Offizierskasino befand sich in einem zum Teil beschlagnahmten Schloß, inmitten eines herrlichen Parks. Der Besitzer – vermutlich ein Graf oder ein ehemaliger hoher Beamter – mußte mit seiner Tochter und einer Hausangestellten nicht ausziehen, sondern nur einige Räume für unser Offizierskasino und zwei kleine Zimmer für die Ordonnanzen zur Verfügung stellen. Die deutschen Offiziere begegneten dem Eigentümer des Anwesens und seiner etwa 18jährigen Tochter voller Respekt. Wir Ordonnanzen – ein weiterer Funker war noch zu uns gestoßen – versuchten mit der hübschen Französin etwas Kontakt zu bekommen. Kurze Unterhaltungen und ein Gruppenfoto waren jedoch alles, was uns diese Dame erlaubte.

## Im Kriegseinsatz in Russland

Am 8. Januar 1943 – zur selben Zeit, als in Stalingrad der Zusammenbruch der 6. Armee begann – wurde meine Division in Güterwagen der Reichsbahn (die Offiziere in Personenwagen) in Marseille verladen und mit dem Ziel Ostfront in Marsch gesetzt. Wir kamen am 16. Januar 1943 in Kiew an. Dort wurden wir ausgeladen und nach 20stündiger Fahrt im Konvoi bei 36 Grad Kälte bezogen wir im etwa 25 km von Kiew gelegenen Ort Browarie in einem massiven Einfamilienhaus Quartier. Bereits am 23. Januar 1943 fuhren wir wieder zurück und am späten Abend nach der Verlegung in Kiew-Ost ging es mit dem Zug über Poltawa-Krasnograd-Losowaja-Konstantinowka nach Nikolajewka. Hier wurden wir am 27. Januar 1943 ausgeladen. Um 9 Uhr fuhren wir mit unseren Fahrzeugen ab und kamen über Gorlowka gegen 16 Uhr in Woroschilowsk an. Dort waren wir in einer Schule untergebracht. Schon am 30. Januar 1943 ging die Fahrt weiter über Chachtaliodka nach Lotikowo. Meine Einheit war in der Nähe von mehreren Kohlengruben in einer Bergarbeitersiedlung in neuerbauten Einfamilienhäusern untergebracht.

Es waren nur Frauen und Kinder in diesem Ort. Mein Funktrupp war in einem Haus, in dem nur eine etwa 30 Jahre alte russische Frau lebte. Sie mußte in der kleinen Küche wohnen, während wir im geräumigen Wohn- und Schlafraum unsere Funkgeräte stationierten, dort rund um die Uhr den Funkverkehr überwachten und unsere Schlafplätze auf dem Fußboden hatten. Der Raum wurde von der Küche aus mit Warmluft versorgt; die russische Bevölkerung erhielt regelmäßig Steinkohle von der deutschen Wehrmachtsverwaltung zugeteilt. Bei jedem Haus befand sich in unmittelbarer Nähe ein tiefer, frostsicherer Keller, in dem die Einheimischen ihre sehr bescheidenen Wintervorräte an Kartoffeln, Rüben, Karotten etc. eingelagert hatten. Unsere Quartiersfrau erhielt von uns Brot und auch Essensreste unserer Verpflegung aus der Feldküche. Dafür spülte sie unsere Kochgeschirre, säuberte unsere Unterkunft und wusch unsere

<sup>16</sup> Als Reaktion auf die Landung der Alliierten in Französisch-Nordafrika (Marokko, Algerien und Tunesien) am 8. November 1942 rückten deutsche und italienische Streitkräfte in den zuvor unbesetzten Teil Frankreichs ein („Unternehmen Anton“).





*Unterkunft in Lotikowo/Ukraine im Februar 1943.*

*Leibwäsche mit. Vor jedem Haus stand ein Holzschuppen, in dem der kleine Kohlevorrat, wenige Gartengeräte und ein separates Plumpsklosett untergebracht waren.*

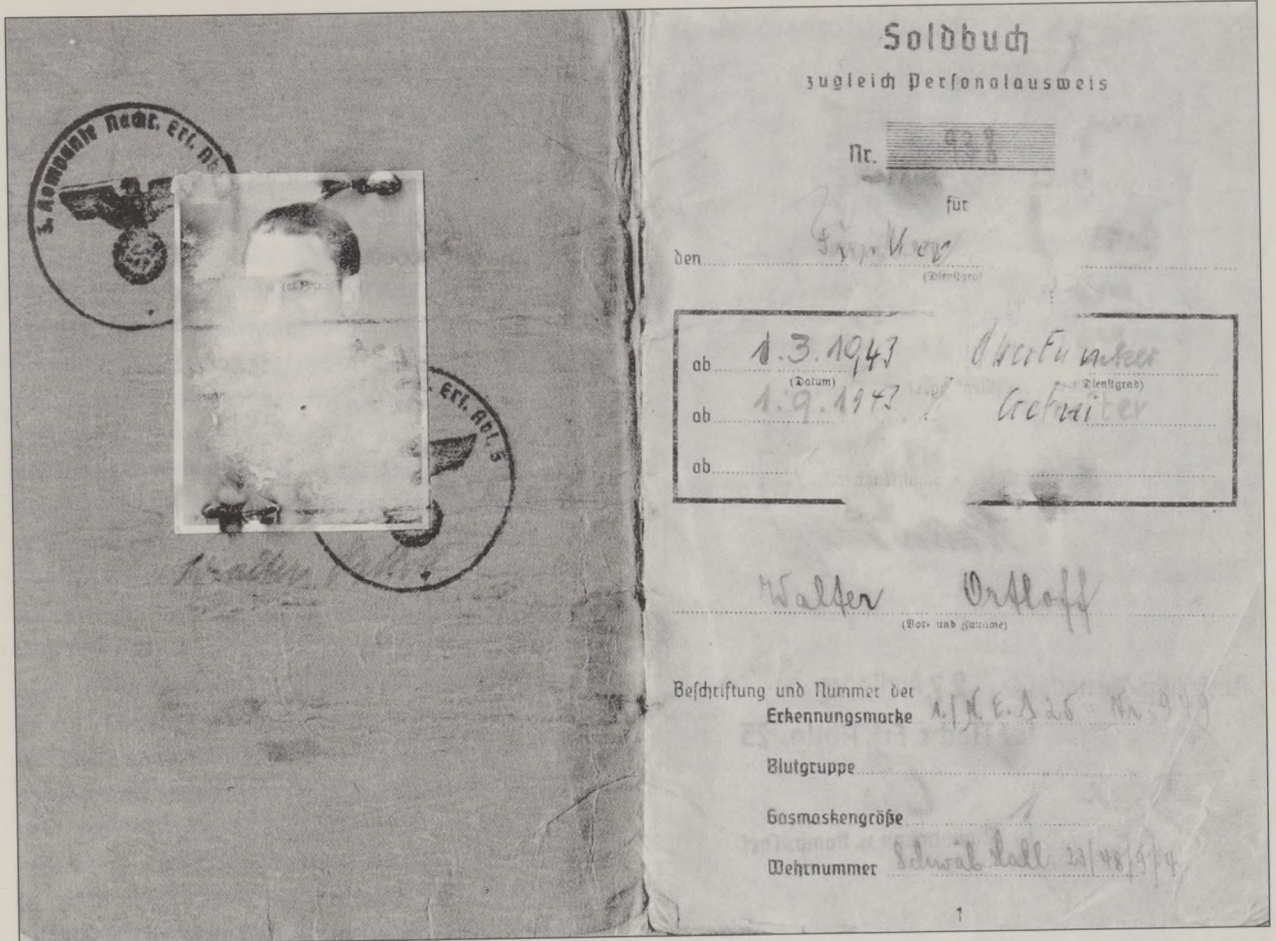
*In dieser Zeit erlebten wir schlimme Schneestürme und eisige Kälte, die wir bei unzureichender Winterausrüstung, insbesondere bei Postendienst in einer MG-Stellung auf einem Kohlenabraumberg, schmerzlich zu spüren bekamen. Meine Winterausrüstung bestand aus einem Paar gestrickten Wehrmachtsfingerhandschuhen, einer gesteppten, langen Unterhose, einem grauen Wehrmachtsmantel und einem Kopfschützer. Der jeweils einstündige Postendienst war auch für mich als Neunzehnjährigen unwahrscheinlich anstrengend, und ich kann von Glück sagen, daß ich mit minimalen Erfrierungen an den Fingern davongekommen bin.*

*Am 28. März 1943 wurden wir erneut in Marsch gesetzt und bezogen in einem kleinen Ort in der Ukraine, Krinitschnaja, Quartier. Wir wurden ohne Ausnahme in den einfach gebauten Häusern der Zivilbevölkerung untergebracht. Wir fünf deutsche Soldaten meines Funktrupps waren bei einer Familie, die aus dem Großvater, der Großmutter, zwei Töchtern und einem Kleinkind bestand, einquartiert. Der Schwiegersohn war zum Kriegsdienst als Soldat bei der russischen Armee eingezogen. Wir fünf bewohnten den großen, eben-*

*erdigen Raum, während die fünf Einheimischen in der kleinen Küche und einem Nebenraum hausen mußten. Verpflegt wurden wir Soldaten von der Einheit. Die russische Bevölkerung mußte auf der Kolchose arbeiten und erhielt wahrscheinlich von dort landwirtschaftliche Produkte. Das Trinkwasser mußte vom Dorfbrunnen in Eimern von unseren Quartiersleuten herangeschafft werden, damit wir uns waschen und rasieren konnten. Die Situation war für die russische Zivilbevölkerung und damit auch für unsere Quartiersleute ganz erbärmlich. Daraus ergab sich das zurückhaltende, ängstliche Verhalten dieser Menschen gegenüber uns, den fremden Besatzungssoldaten.*

*Am 30. August 1943 mußten wir unvorbereitet den Rückmarsch antreten. Die aus Lehm gebauten, mit Stroh und Schilf gedeckten Häuser des Dorfes, in dem wir fünf Monate untergebracht waren, wurden nach unserem Abzug von deutschen Kradschützen mit Leuchtpurmunition in Brand geschossen. Dies war Teil der vom Oberkommando der Wehrmacht verordneten Strategie der verbrannten Erde. Für die zurückgebliebene Zivilbevölkerung war das angesichts des bevorstehenden Winters eine fürchterliche Lage. Ich selbst habe es, als gerade Zwanzigjähriger, als entsetzlich erlebt, daß ein ganzes Dorf abgefackelt wurde.*





Das Soldbuch von Walter Ortloff hat die Wirren des Krieges und der Gefangenschaft mit leichten Wasserschäden überstanden.

Nach dem Rückmarsch war ich weiter in meinem Funktrupp als Funker zum Stab des Infanterie-Regiments 682 kommandiert und wurde im Brückenkopf Zara-Zinkut bei Saporoschje eingesetzt. Nach etwa einem Monat erkrankte ich an einer ansteckenden Gelbsucht und wurde vom Truppenarzt in ein Feldlazarett eingewiesen, von wo ich in ein Heimatlazarett verlegt wurde. Auf der Fahrt im Lazarettzug kam noch eine Malariaerkrankung dazu. Schließlich landete ich am 31. Oktober 1943 in Fulda im dortigen Reserve-Lazarett 11, Teillazarett Europahaus.

Aus meinem Soldbuch, das ich trotz aller Wirren und Schwierigkeiten, die Krieg und Gefangenschaft mit sich brachten, habe retten können, geht hervor, daß ich am 1. März 1943 zum Oberfuhrer ernannt und am 1. September 1943 zum Gefreiten befördert wurde. Vom 16. April 1942 an, dem Tag des Beginns meines Wehrdienstes, bis 31. August 1943 erhielt ich die „Gebühnisse“ der Wehrsoldgruppe 16, ab

1. September 1943 der Wehrsoldgruppe 15, was die zuständige Zahlmeisterei zu bescheinigen hatte.

## Rumänien

Nach meiner Entlassung aus der stationären Behandlung im Februar 1944 war ich im März und April 1944 bei der Nachrichten-Ersatz-Abteilung 4 in Kornwestheim. Von dort aus wurde ich wieder zu meiner Einheit versetzt, die sich jetzt im Dnjestr-Brückenkopf südlich von Dubosari in Rumänien befand. Nach schrecklichen verlustreichen Kämpfen ging meine Einheit in der rumänischen Katastrophe unter. Beim Versuch, sich den Rückzug nach Westen zu erkämpfen, fand die Masse der Soldaten der 335. Infanterie-Division den Tod. Unzählige ertranken in den Fluten und Sümpfen des Pruth. Ich habe diese Ereignisse folgendermaßen erlebt:





Auf Heimaturlaub im April 1944.

Zunächst einmal erlebten wir einige ziemlich ruhige, beinahe ereignislose Monate an der Front. Meine Division stand in einer weit nach Westen gebogenen Flußschlinge als einziger deutscher Verband noch östlich des Dnjestr. Der Brückenkopf von Dubossari war mit einer Pontonbrücke, die von deutschen Pionieren erbaut worden war, mit dem Westufer verbunden. Vorsichtshalber hatte die deutsche Führung uns aber keinerlei Kraftfahrzeuge (mit Ausnahme der Motorräder für die Kradmelder) mit aufs östliche Flußufer mitgegeben – man wußte ja nie, ob man diese im Falle eines russischen Angriffs noch über den Dnjestr gebracht hätte. Deshalb befanden sich unsere Kraftfahrzeuge gleich westlich des etwa

80 bis 100 Meter breiten Flusses. Östlich davon hatten wir nur Pferdebespannung. Mein Trupp hatte zwei Pferde mit einem vierrädrigen Wagen erhalten. Die Pferde mußten täglich bewegt werden. Das mußte auch ich tun, obwohl ich bis dahin von Pferden überhaupt nichts gewußt hatte.

Wir lebten als Funker in einem balkenbedeckten Bunker ein gutes Stück von der eigentlichen Front entfernt. Die Pferde standen in einer splitter-sicheren Erdgrube neben dem Bunker. Da und dort gab es einige Dörfer, aber die waren völlig menschenleer. Die Bevölkerung war aus dem Kampfgebiet vollständig evakuiert worden. Ab und zu gab die Artillerie ein paar Schüsse ab, aber sonst war es ruhig. Wir aßen die Früchte der dort zahlreichen Maulbeerbäume und schwammen in unserm Übermut sogar ein paarmal im Dnjestr – was die Russen, die das Flußstück einsehen konnten, veranlaßte, mit ihren Pak<sup>17</sup> auf uns Badende zu schießen. Hin und wieder hatten wir auch mit rumänischen Soldaten zu tun, die als Verbündete der deutschen Wehrmacht gegen die Russen kämpften. Von den Rumänen hatten wir einen durchaus positiven Eindruck. Das waren tapfere, disziplinierte Soldaten. Ein erheblicher Teil der Front weiter südlich und westlich von uns wurde von rumänischen Soldaten gehalten. Was ansonsten an der Front vorging – insbesondere die völlige Vernichtung der Heeresgruppe Mitte nördlich von uns in den Monaten Juni und Juli 1944<sup>18</sup> oder im Westen die Landung der Amerikaner und Briten in der Normandie im Juni 1944 – blieb uns praktisch völlig verborgen. Zwar hörten wir ganz selten einmal das eine oder andere Bedenkliche über den Funk, aber das waren insgesamt so bruchstückhafte Informationen, daß wir uns kein Gesamtbild machen konnten. Es ist von unserer heutigen Warte aus kaum zu glauben: Um uns herum brach sozusagen eine Welt zusammen – und am zunächst ruhigen Süden der Ostfront merkten wir gar nichts davon.

Im August 1944 war es mit der Ruhe zu Ende. Auf breiter Front mußte der Rückzug angetreten

<sup>17</sup> Pak = Panzerabwehrkanone (Anmerkung Gerhard Fritz, 2001).

<sup>18</sup> Am 6. Juni 1944 landeten die alliierten Streitkräfte in der Normandie, von wo aus sie Richtung Deutschland vorrückten. Am 22. Juni 1944 begann eine russische Großoffensive gegen die Heeresgruppe Mitte in Weißrussland, die erst Ende August 1944 an der Weichsel, an den Grenzen Ostpreußens und bei Riga aufgehalten werden konnte. Die Wehrmacht verlor dabei insgesamt 28 Divisionen, wobei die genaue Zahl der gefallenen Soldaten mit über 130 000 nur geschätzt werden kann. Es handelt sich um die schwerste und verlustreichste Niederlage der deutschen Militärgeschichte.

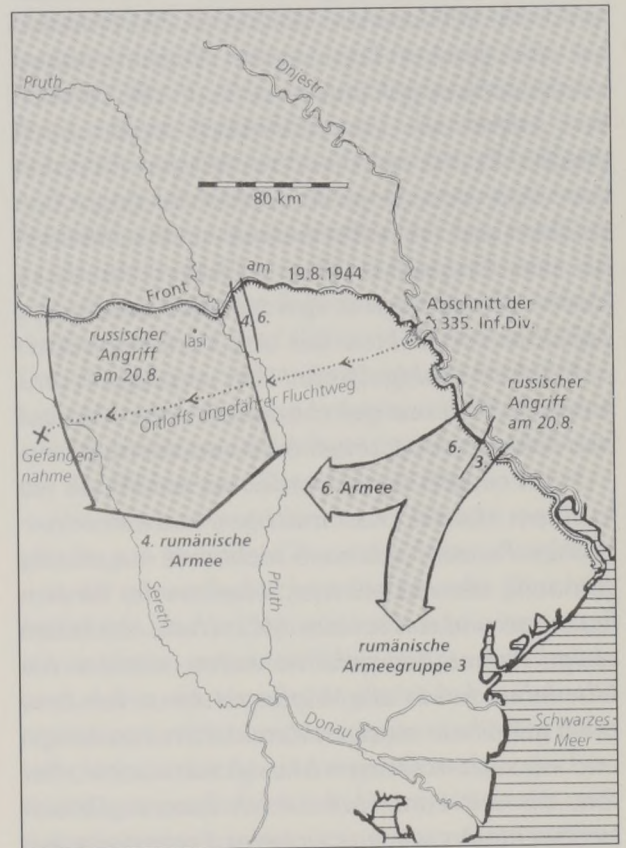


werden.<sup>19</sup> Er vollzog sich anfangs geordnet, allerdings fingen bereits am zweiten Tag die Schwierigkeiten an. Es war kaum noch möglich, zwischen unserer Einheit und den Nachbarverbänden Funkkontakt zu halten. Ich hatte den Eindruck, daß ein heilloses Durcheinander bestand und die Führung überhaupt nicht mehr handlungsfähig war. Jedenfalls war bereits vom zweiten Tag des Rückzugs an jeder Funkspruch, den wir auffingen, unverschlüsselt. Dies dürfte auch der russischen Funküberwachung nicht verborgen geblieben sein.

Es dürfte um den 26. August gewesen sein, als wir nachts in einem Kessel festsaßen: Eine riesige, nicht abzuschätzende Zahl deutscher Soldaten, zum großen Teil mit ihrer Ausrüstung und ihren Fahrzeugen. Nach einem fürchterlichen Feuerüberfall der Sowjets fehlte mein Funktruppführer, Unteroffizier Anton Müller aus Stuttgart. Trotz verzweifelter Suche und lautem Rufen seines Namens waren alle unsere Anstrengungen in der stockdunklen Nacht vergebens. Eingekeilt in einem Pulk von Fahrzeugen aller Art und angesichts des völligen Stillstands aller Absetzbewegungen zerstörten wir mit Hammerschlägen die 5-Watt-Geräte und den Motor unseres Funkfahrzeugs der Marke Horch 8-Zylinder Kfz 17 sowie die geheimen Funkunterlagen mit der Schlüsselmaschine. Zu Fuß ging es dann weiter an verlassenen, hart umkämpften Stellungen vorbei, wo die Leichen vieler gefallener Deutscher und Russen lagen. Es war grauenhaft, und ich bekam eine fürchterliche Angst. Am nächsten Morgen erreichten wir dann eine leichte Anhöhe, die in einen Steilhang überging, der am Ufer des etwa 60 bis 80 m breiten Flusses Pruth endete. Dort herrschte ein noch viel größeres Chaos. Es befand sich weit und breit keine Brücke oder ein von Pionieren geschaffener Übergang. Ich selbst

fand einen herrenlosen, leeren Verpflegungskanister. Auf ihn packte ich meine Uniform, obendrauf das Gewehr, und schwamm so durch den Fluß. Dabei rutschte mir im Wellengang das Gewehr vom Kleiderbündel und versank im Wasser. Auf der anderen Seite des Flusses sammelten sich alle, die herübergeschwommen waren. Es wurden immer mehr, allerdings hatte nur noch ein kleiner Teil der Männer Handfeuerwaffen bei sich. Schwere Waffen fehlten ganz.

Wir zogen uns in Richtung Westen zurück, es war eine bewaldete Gegend. Dort kamen im



Ortloffs ungefähre Fluchtweg bis zu seiner Gefangennahme im September 1944.

<sup>19</sup> Der Hintergrund der militärischen Ereignisse vom August 1944 war der Frontwechsel Rumäniens. Rumänien unter Marschall Ion Antonescu (1882 bis 1946) war bisher mit Deutschland verbündet gewesen (1942 waren rumänische Truppen mit den Deutschen zusammen bis Stalingrad vorgestoßen). Anfang 1944 waren die deutschen und rumänischen Truppen an den Dniestr zurückgedrängt, konnten dort allerdings mehrere Monate lang den russischen Ansturm aufhalten. Nachdem die Niederlage Deutschlands – insbesondere durch den Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte im Juni und Juli 1944 – immer klarer abzusehen war, versuchte Rumänien (ähnlich wie im Jahr zuvor Italien) aus dem verlorenen Krieg auszutreten. Das wurde von den Russen nur akzeptiert, wenn Rumänien an Deutschland den Krieg erklärte. Am 23. August 1944 verkündete der rumänische Rundfunk, dass Marschall Antonescu gestürzt sei und Rumänien an Deutschland den Krieg erklärt habe. Mehrere Tag lang herrschte an der Front völlige Verwirrung. Die rumänischen Truppen leisteten den Russen praktisch keinen Widerstand mehr, und die 6. deutsche Armee (sie war nach der Katastrophe von Stalingrad komplett neu aufgestellt worden), zu der die 335. Infanterie-Division gehörte, war weit und breit der einzige Großverband, der noch gegen die Russen kämpfte. Anfangs wehrten sich die deutschen Truppen erbittert, aber durch die Ereignisse seit dem 23. August war jeder Widerstand sinnlos. Die 6. Armee mit insgesamt 20 Divisionen wurde vernichtet, über 100 000 Mann gingen verloren (Anmerkung Gerhard Fritz, 2001).



Laufe des Tages noch scharenweise deutsche Soldaten aller Waffengattungen an, auch einige Kameraden meiner Einheit, der II. Nachrichtenabteilung der Infanterie-Division 335. Schwierig wurde es, als unverkennbar feststand, daß anscheinend kein Offizier wußte, welche Taktik eingeschlagen werden mußte, um diese Situation erfolgreich zu bestehen. Wir verbrachten die Nacht unter freiem Himmel, und am nächsten Tag bewegte sich der Heerwurm weiter Richtung Westen. Als wir auf Russen trafen, durchbrachen wir mit dem Mut der Verzweiflung und in heftigem Kampf die gegnerischen Linien. Man sammelte sich in einem Waldstück. Dort blieben wir den ganzen Tag, obwohl ringsum immer wieder schwer gekämpft wurde. In der Dunkelheit setzen wir uns schließlich weiter nach Westen ab. Als es erneut zu heftigen Kämpfen kam, löste sich die große Masse der deutschen Soldaten auf. Ich selbst befand mich schließlich bei einer Gruppe von etwa 12 Mann. Von da an waren wir nur noch in den Nächten unterwegs. Tagsüber versteckten wir uns in dem unübersichtlichen Waldgelände. Wir verpflegten uns ausschließlich von dem heranreifenden Mais auf den Feldern, von Gurken oder von Weintrauben.

Nach einigen Tagen wurden wir nachts, als wir in einem Maisfeld Rast machten, von einem russischen Panzer – ich weiß nicht, wie – ausfindig gemacht, der mit seinem Scheinwerfer hineinleuchtete und mit seinem MG schoß. Nachdem einige Kameraden gefallen waren, wurden die Überlebenden in alle Winde zerstreut. Ich fand mich mit einem einzigen Kameraden zusammen und wir setzten unseren Marsch wie auch vorher fort, bis wir zum Fluß Sereth kamen. Diesen beobachteten wir aus sicherer Entfernung aus einem Versteck und suchten nach einer Möglichkeit, ihn zu überqueren. Wir hatten Glück, denn wir entdeckten eine Furt, die von einigen Zivilisten benutzt wurde. In der Nacht überquerten wir den Sereth und gingen ans Westufer. Nun wurde unsere Lage zusehends kritisch, denn wir hatten seit Tagen nur noch ganz wenig Nahrung zu uns nehmen können. So versuchten wir an Brot und etwas Warmes zum Essen heranzukommen. Wir entdeckten ein kleines Dorf und bewegten uns am hellen Tag im Schutz der hohen Maisstauden

vorsichtig auf diese Häuser zu. Dort wohnten Rumänen, denen wir erklärten, was wir wollten. Wir wurden in ein Haus eingelassen und darauf hingewiesen, daß überall russische Soldaten wären. Wir bekamen eine Maissuppe, Maisbrot und Gemüse. Dafür mußten wir unsere Schuhe dort lassen und wurden schließlich in großer Eile wieder aus dem Dorf gebracht.

## In russischer Gefangenschaft

Als von der Truppe Versprengte versuchten wir beide uns weiter auf eigene Faust, ohne Kompaß und ohne Landkarte, nach Westen durchzuschlagen. Nach zwei Tagen wurden wir in einem Weinberg von einer russischen Streife entdeckt und gefangengenommen. Wir wurden zu einer Einheit gebracht, die auf dem Vormarsch war. Dort wurde ich verpflegt, mußte meine Taschenuhr abgeben und an einem Nachtmarsch bis zu einem Auffanglager für deutsche Kriegsgefangene teilnehmen. Nach wenigen Tagen wurde das Lager aufgelöst und sämtliche Gefangenen in einem Transport mit der Eisenbahn nach Iasi<sup>20</sup> gebracht. Dort waren wir im Komplex der Universität untergebracht. Ich traf nur noch wenige Kameraden meiner Einheit dort wieder. Nach etwa zehn Tagen in Iasi wurde ein langer Eisenbahnzug mit Güterwagen, in die Stroh eingestreut war, für kriegsgefangene Deutsche und Rumänen, die auf deutscher Seite gekämpft hatten, bereitgestellt, und ich wurde mit Kameraden verladen.

Nach einer mehrere Tage dauernden Fahrt, die von kurzen Aufenthalten zum Empfang einer kargen Verpflegung unterbrochen war (wir erhielten eine Scheibe Brot, eine Maissuppe und einen Früchtetee), hielt der Zug in der Nacht an einem uns unbekanntem Ort. Als es am nächsten Morgen langsam hell wurde, sahen wir an den vielen Lichtern, daß es eine Großstadt sein mußte. Unsere geschlossenen Güterwagen hatten, wie das allgemein üblich war, auf einer Längsseite knapp unterhalb des Daches eine etwa einen Meter lange und etwa 40 Zentimeter hohe Öffnung. Diese war von innen mit einer Klappe verschließbar. Wenn der Zug fuhr, verschlossen wir die Klappe meist, weil sonst der Fahrtwind unan-

<sup>20</sup> Universitätsstadt im Nordosten Rumäniens.



genehm hereinblies. Jetzt öffneten wir sie – und wir sahen ein Häusermeer und auf einem Nachbargleis einen Güterzug mit Tiefladerwagen, wie sie auch noch heute zum Transport von Fahrzeugen aller Art verwendet werden. Auf diesen Wagen standen Flakgeschütze und Scheinwerfer sowie kleine Mannschaftszelte in Tarnfarben. Als es taghell war, wurde es in diesen Zelten lebhaft. Wir hörten weibliche Stimmen und staunten nicht schlecht, als aus den Zelten nach und nach junge Frauen kamen. Wir schätzten sie auf 16 bis 18 Jahre. Sie erledigten mit einfachen Mitteln ihre Morgenwäsche. Da wir alle großen Durst hatten, machten wir uns mit den wenigen Worten, die wir russisch sprechen konnten, bemerkbar und riefen nach „Wody“ (Wasser). Einige der uniformierten Soldatinnen kamen an unseren Wagen und brachten einen Eimer Wasser mit. Wir hatten zum Teil noch Kochgeschirre oder Konservendosen, und mit Hilfe von Schnüren ließen wir diese Gefäße an der Außenwand des Waggons nach unten. Dort füllten die Russinnen unsere Geschirre mit Wasser. Wir zogen diese wieder nach oben, verteilten das Wasser und waren alle sehr dankbar für diese Hilfe. Bei dieser Begegnung bekamen wir auch heraus, daß wir uns auf einem Bahnhof in Moskau befanden.

Dann wurden die von außen verschlossenen Waggontüren geöffnet. Wir mußten aussteigen und in einer langen Marschkolonne von einigen hundert Kriegsgefangenen aufstellen. Von Wachmannschaften begleitet, endete unser Fußmarsch nach nicht allzu langer Zeit – etwa einer Stunde – vor einem großen Gebäude, das sich als öffentliche Badeanstalt herausstellte. Dort wurden wir in größeren Gruppen eingelassen und erhielten ein Stück Kernseife sowie ein Handtuch. Unsere Kleider mußten wir abgeben, sie wurden desinfiziert und entlaust. Diese Aktion war unbeschreiblich wohltuend für unsere geschundenen Körper. Was allerdings für einige Kameraden verhängnisvoll war, war die Tatsache, daß sie zu große Mengen kaltes Wasser tranken und danach schwere Durchfälle hatten. Bei unserem Marsch durch Moskau waren uns zahlreiche, überwiegend weibliche Einwohner begegnet, die

ihren Geschäften nachgingen. Weder auf dem Hin- noch auf dem Rückweg war es zur irgendwelchen Aktionen gegen uns gekommen.

Danach ging es zur Weiterfahrt in die Provinz Kalinin.<sup>21</sup> Dort war ich von September 1944 bis August 1945 zuerst in einem Waldlager. Es war ein Erdbunker aus Nadelholz-Stämmen von etwa 15 m Länge. Auf dem Holzbalkenfußboden standen links und rechts zweistöckige Holzpritschen. An der einen Stirnseite war eine niedrige Holztüre, auf der anderen befand sich ein kleines Glasfenster, das spärliches Tageslicht spendete. Dort stand ein kleiner, eiserner Ofen, der Tag und Nacht mit Holz beheizt wurde. Um den Ofen gruppierten sich roh gezimmerte Sitzbänke. Auf diesem Ofen kochten wir in Konservendosen Tee aus Fichtennadeln. Einmal wöchentlich wurden wir in der einfachen, aber zweckmäßigen und segensreichen Sauna mit unseren gesamten Textilien (Unterwäsche und Uniformen) entlaust. Jeder erhielt ein kleines Stück Kernseife, was zur gründlichen Körperpflege bei genügend vorhandenem warmen und kaltem Wasser ausreichte. Dabei wurden, auf Anordnung des russischen Lagerkommandanten, aus hygienischen Gründen alle Körperhaare von Mitgefangenen rasiert und die Kopfhaare zur Glatze geschnitten.

Die Behandlung durch die Russen war korrekt, es gab keinerlei Gewalttätigkeiten. Auch war z. B. für an wolhynischem Fieber oder Durchfall Erkrankte und Verwundete ein von einer russischen Ärztin geleitetes kleines Krankenzimmer vorhanden. Als Verpflegung erhielten wir einmal täglich etwa 0,5 Liter Maissuppe und 150 g Brot. Wir litten ständig unter großem Hunger. Im Waldlager mußte ich an einem Wasserkanal<sup>22</sup> Erdarbeiten verrichten, bis ich an Fleck-Typhus erkrankte und nach mehrtägiger Bewußtlosigkeit von der Lagerärztin für arbeitsunfähig geschrieben wurde. Ab Ostern 1945 war ich als Gefangener in einem Holzhaus des Hauptlagers 216/3 beim Dorf Koschorowo nahe der Stadt Vischnij-Volotschek. Im Waldlager starben viele Gefangene an Unterernährung und an Krankheiten – auch der von uns hoch angesehene russische Lagerkommandant überlebte das Waldlager

<sup>21</sup> Die Provinz liegt im Nordwesten der Region Zentralrussland und heißt seit 1990 Oblast Twer. Ortloff befand sich in der Nähe der heutigen Stadt Wyschni Wolotschok, ungefähr auf halbem Weg zwischen Moskau und Leningrad.

<sup>22</sup> Es handelte sich dabei um den Wolga-Ostsee-Kanal, der als Teil des Wasserweges vom Kaspischen Meer zur Ostsee die Wolga mit der Newa verbindet.



nicht. Nach der Auflösung des Waldlagers habe ich im Hauptlager freiwillig als sogenannter „Goldfahrer“ gearbeitet, um täglich eine Zusatzration Brot und Suppe zu erhalten. Wir hatten die Aufgabe, sämtliche Latrinen des Lagers mittels eines zweirädrigen Holzwagens, auf dem ein Holzfaß mit Deckel saß, das etwa 250 Liter faßte, mit einer langen Schöpfkelle zu entleeren und den Inhalt außerhalb des Lagers auf einem riesengroßen Feld auszubringen. Den Wagen zogen vier Kameraden an einer Deichsel, der fünfte schob mit einer Stange.

Die russische Zivilbevölkerung hatte durch die entsetzlichen Kriegszerstörungen, an deren Folgen hinsichtlich der Versorgung mit Nahrungsmitteln, Kleidung usw. genauso zu leiden wie wir Gefangenen. Am schlimmsten war dabei der ständige Hunger. Während meiner zwölfmonatigen Kriegsgefangenschaft wurde ich von russischen Personen nie unfair behandelt.<sup>23</sup>

Während meines Lageraufenthaltes erhielten alle Gefangenen von der Lagerverwaltung meistens kleine Papierblätter mit dem Hinweis, diese mit der Heimatanschrift unserer Angehörigen und einer Nachricht von uns zu versehen. Einige Bleistiftstummel waren vorhanden, und so hat jeder von uns, zwar skeptisch, aber doch mit einem Funken Hoffnung, an seine Angehörigen geschrieben. Es wurde uns gesagt, diese Post würde von russischen Flugzeugen befördert und über den deutschen Stellungen in der Hauptkampflinie abgeworfen. Bei meinen Eltern kam allerdings nie ein Lebenszeichen von mir an, was einfach zu erklären ist: Selbst wenn die Russen diese Post befördert hätten, was sie angesichts des totalen Krieges mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht taten, hätte keine deut-

sche Dienststelle diese Post an die Angehörigen befördert. Meine Eltern hatten über mein Verbleiben weder von der deutschen Heeresleitung noch vom Roten Kreuz oder anderen Überlebenden jemals eine Nachricht erhalten.

Die Wachsoldaten unseres Lagers feuerten eines Tages wie wild in die Luft und riefen immer wieder: „Hitler kaputt – Krieg kaputt!“. Da wußten wir, daß der Krieg zu Ende war und jeder von uns war darüber heilfroh, dachten wir doch alle daran, bald in die Heimat entlassen zu werden. Im Sommer 1945 wurde ich, nach einer Untersuchung durch eine russische Ärztin, von einer mehrköpfigen Kommission wegen meines angegriffenen Gesundheitszustandes mit der Diagnose „Dystrophie“ dem ersten Rücktransport aus unserem Lager zugeteilt und im August 1945 in einen Güterzug verladen. Wir fuhren mehrere Tage durch Rußland und Polen, wo in Brest der Zug gewechselt werden mußte, weil die Fahrt nun statt auf der russischen Einbahnspur auf der Normalspur weiterging. Am 31. August 1945 kamen wir in Deutschland an und wurden in Hoyerswerda mit einem Entlassungsschein, drei Scheiben getrocknetem Brot und einer Büchse getrockneter Erbsen entlassen.

## Auf dem Heimweg

Bei der handschriftlichen Ausfertigung meines Entlassungsscheins aus der Kriegsgefangenschaft durch eine deutsch sprechende und schreibende junge Russin, die in der Roten Armee diente, lernte ich in Hoyerswerda Karl Heinold aus Hollenbach im Kreis Bad Mergentheim kennen. Er sprach mich an, nachdem er gehört hatte, daß

<sup>23</sup> Durch einen beinahe nicht fassbaren Zufall vermag ich etwas zu den Verhältnissen in Vishnij-Volotschek zu sagen. Mein 1996 verstorbener Vater Albert Fritz war von 1945 bis 1947 dort ebenfalls als Kriegsgefangener und hat die Mitteilungen von Walter Ortloff im Wesentlichen bestätigt: Im Lager wurden die Kriegsgefangenen nicht unkorrekt behandelt. Allerdings hat mein Vater vor seiner Einlieferung nach Vishnij-Volotschek teilweise schlimme Hass-Exzesse russischer Zivilisten – die russischen Wachposten hat er davon durchaus ausgenommen – erlebt. Er unterstrich die extreme Not in Russland: Gehungert hätten alle, mehr oder weniger auch die Zivilisten und sogar die russischen Wachposten. Das habe 1945/47 schließlich zu einer völligen Aufweichung aller moralischen Normen geführt. Wer nicht gestohlen habe, habe nicht überlebt. Stehlen sei geradezu das sozialistische (Über-)Lebensprinzip gewesen, und die russischen Soldaten, mit denen man sich radebrechend verständigte, gaben das auch unumwunden zu. Das ging sogar so weit, dass mein Vater mit einem schlitzäugigen russischen Wachposten, einem Kirgisen, der wegen seines asiatischen Aussehens von seinen Kameraden diskriminiert wurde, beim Stehlen von Lebensmitteln gemeinsame Sache machte: Der Kirgise beschaffte sich in den Lebensmitteldepots für beide etwas zu essen, mein Vater passte auf, dass niemand kam. 1947 wurde mein Vater in einem ähnlichen Zustand wie Walter Ortloff entlassen – mit Dystrophie und Hungerödemen. Er dürfte bei seiner Entlassung übrigens sogar von derselben Ärztin untersucht worden sein (eine solche hat er ausdrücklich erwähnt), von der auch Walter Ortloff untersucht worden war. Diese Frau war offenbar kein Unmensch: Mein Vater, der sich beim Sägen an der Hand schwer verletzt hatte, simulierte, um entlassen zu werden, er konnte die Hand nicht mehr bewegen. Die Ärztin, die ihm die Hand mit Bindfaden wieder zusammengeflickt hatte, sagte ihm bei der abschließenden Untersuchung ins Gesicht hinein, dass er simulierte – und stellte ihm seinen Entlassungsschein aus (Anmerkung Gerhard Fritz, 2001).



ich nach Backnang entlassen würde, und fragte, ob er sich mir anschließen könne. Er wolle auch nach Württemberg. Ich sagte ihm, daß es mir recht sei, wenn er mit mir weiterziehen würde, denn dann wäre keiner von uns allein unterwegs. Mein Reisekamerad war neun Jahre älter als ich. Mit der Eisenbahn fuhren wir bei anhaltenden Schwierigkeiten in Richtung Würzburg. Dabei hörten wir unterwegs manche Parole, daß die Grenze nach dem Westen geschlossen sei.

Dies veranlaßte uns, bei der letzten Bahnstation, nachdem der Zug nicht mehr weiterfuhr, Erkundigungen einzuholen, wie wir wohl über die grüne Grenze kommen könnten. In der Nacht pirschten wir uns vorsichtig durch einen Wald in Richtung auf einen kleinen Fluß, der uns als Grenze beschrieben worden war. Beim Versuch, diesen Fluß trockenen Fußes auf einer Brücke zu überschreiten, wurden wir von einer Streife der Roten Armee aufgegriffen und zu einem Grenzposten in einem nahegelegenen Wohnhaus gebracht. Nach kurzem Verhör durch einen Offizier und Prüfung unserer Entlassungsscheine durften wir weiterziehen und die Grenze passieren. Der erste größere Ort, den wir danach erreichten, war Bad Steben. Hier fühlte ich mich erstmals wieder als freier Mensch und in Sicherheit.

Mit der Eisenbahn und zwar ausschließlich in Güterzügen, ging die Heimreise weiter über Heidelberg bis zum Bahnhof Zuffenhausen. Dort kam ich spät in der Nacht an und schlief auf dem Fußboden in der Vorhalle und zwar so gut, daß ich erst am anderen Morgen wach wurde, als reger Publikumsverkehr mich weckte. Weiter ging's dann mit der Straßenbahn, wo mich eine junge Frau ansprach – in meiner verschlissenen Wehrmachtsuniform sah ich schon ein wenig mitleiderregend aus –, wo ich denn herkäme. Ich erzählte ihr von meinem Schicksal, worauf sie mich fragte, ob ich wohl Hunger hätte. Nachdem ich diese Frage bejaht hatte, griff sie in ihre Aktentasche, holte ihr Frühstücksbrot heraus und schenkte es mir. Das werde ich genausowenig vergessen, wie vieles andere mehr.

In Bad Cannstatt stieg ich aus. Durch Gespräche mit Fußgängern hatte ich erfahren, daß vom Wilhelmsplatz ab die Möglichkeit bestand, mit Lastwagen weiterbefördert zu werden. Bei meinem Gang dorthin kam ich an einer Großbäckerei vorbei. Da meldete sich mein im vergangenen Jahr nie sattgewordener Magen, ich

ging dort hinein und fragte einen Mann, der zu mir kam, ob er mir ein Stück Brot geben könne – aber ich hätte weder Geld noch Brotmarken. Nun, auch er wollte von mir hören, wo ich herkäme und wie es mir ergangen sei, auch wohin ich gehen wollte. Ich erzählte ihm meine Geschichte und er schenkte mir ein ganzes Kommißbrot. Nachdem ich ihm dafür herzlich gedankt hatte, zog ich weiter meines Weges bis zum Wilhelmsplatz.

Dort hatte ich mich bald zurechtgefunden und nach kurzer Zeit einen Holzvergaser-Lkw ausfindig gemacht, der in Richtung Backnang fahren würde. Der Fahrer und Besitzer des Lastwagens war Emil Schick aus Oberbrüden, dem ich erklärte, völlig mittellos zu sein. Er sagte mir, ohne zu zögern, daß ich, wie alle anderen Mitreisenden, auf der offenen Pritsche bis Backnang mitfahren dürfe. Als wir nach Waiblingen die B 14 in Richtung Winnenden hochfuhren, waren beiderseits der Straße Obstbaumgrundstücke. Die Bäume hingen voll mit Äpfeln und Birnen. Für mich war das ein wunderbares Gefühl, neben der wiedergewonnenen Freiheit auch dem ewigen Hunger entronnen zu sein und in der Heimat zumindest genug Äpfel und Birnen essen zu dürfen. Wahrscheinlich war der Tag meiner Heimreise per Lkw der 7. September 1945.

## Herzlicher Empfang und Neuanfang in Backnang

Als ich an diesem Vormittag in Backnang beim Friedhof vom Lkw abgestiegen war und auf dem Fußweg am Friedhof vorbei zum Haus meiner Eltern in der ehemaligen Hindenburgstraße ging, war ich so unendlich dankbar, wieder in der Heimat zu sein. Auf mein Läuten hin öffnete meine Mutter die Haustüre und schloß mich weinend in ihre Arme, als wolle sie mich nie mehr loslassen. Dabei sagte sie mir: „Ich habe jeden Tag zu unserem Herrgott gebetet, er möge dich beschützen, und er hat es auch getan.“ Mein Vater kam später von seiner Arbeit bei der Spinnerei Adolff zur Mittagspause heim, auch er weinte vor Freude über meine Heimkehr. Daß ich wieder zu Hause war, sprach sich wie ein Lauffeuer in unserer Straße herum. Aus jedem Haus kamen die Menschen zu mir, um mich zu begrüßen und willkommen zu heißen. Eine





Das 1914 erbaute Gebäude der Allgemeinen Ortskrankenkasse in der Sulzbacher Straße 29 wurde 1964 abgerissen und durch einen Neubau ersetzt.

Nachbarin meinte, für heute sei das Kontingent erschöpft, aber es sei wieder ein Soldat weniger, auf den man warte.

Von 1. November 1945 bis 31. Januar 1946 arbeitete ich wieder als kaufmännischer Angestellter bei meinem früheren Arbeitgeber, der Firma Württembergische Holzwarenindustrie, deren Fabrikanlage in Stuttgart bei einem Fliegerangriff total zerstört worden war und die rein zufällig im Gebäude der Lederfabrik Häuser-Vogt<sup>24</sup> in der Gerberstraße ihr Lager und in Großaspach in der Möbelfabrik Wagner ihren ehemaligen Rüstungsbetrieb hatte. Eines Tages beanspruchten die Besitzer der Möbelfabrik Wagner ihren Großaspacher Betrieb wieder für ihre Zwecke. Die Firma Bieger verlagerte darauf ihren Betrieb nach Plüderhausen in ein ehemaliges Heeresverpflegungslager. Unter den damals herrschenden Umständen (Lebensmittelzuteilung, Brennstoffkontingente, Raucherkarte, Bezugschein für Be-

kleidung und Schuhe etc.) entschied ich mich für ein Verbleiben in Backnang in der gemeinsamen Wohnung mit meinen Eltern.

Durch Vermittlung von Frau Erhard vom Arbeitsamt Backnang bewarb ich mich bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse Backnang um eine Anstellung.<sup>25</sup> Der Leiter der AOK Backnang teilte mir mit Schreiben vom 7. Februar 1946 – in Vertretung unterschrieben von Herrn Bareiß<sup>26</sup> – mit, „der Kassenausschuss [habe] in einer Sitzung vom 6. 2. 46 beschlossen, Sie als Hilfsarbeiter mit einer Probezeit von 6 Wochen einzustellen“. Bereits am nächsten Tag, dem 8. Februar 1946, nahm ich meine Arbeit bei der AOK auf, nachdem mir das Schreiben vom 7. Februar 1946 noch am gleichen Tag von einer Angestellten überbracht worden war.

Von allen Beschäftigten wurde ich wohlthuend kollegial aufgenommen und respektiert. Von der Sozialversicherung hatte ich keine Ahnung, aber ich

<sup>24</sup> Die Lederfabrik Häuser-Vogt befand sich in der Gerberstraße 35.

<sup>25</sup> Die AOK Backnang entstand 1914 durch Zusammenschluss der 1884 gegründeten Bezirkskrankenkasse Backnang und Ortskrankenkasse der Gerber mit der Bezirkskrankpflegeversicherung. Sie hat ihren Sitz in der Sulzbacher Straße 29.

<sup>26</sup> Krankenkassen-Ober-Sekretär Karl Bareiß (1892 bis 1953).



hatte Interesse, einen zweiten Beruf bei der AOK zu lernen. Entsprechend meinen Kenntnissen wurde meine Dienstvergütung vom 8. Februar bis zum 31. August 1946 nach der Vergütungsgruppe IX der TOA (Tarifordnung für Angestellte) festgesetzt: Nach Abzug der Lohnsteuer und der Sozialversicherungsbeiträge erhielt ich monatlich 116,68 RM netto ausbezahlt. Bei der damaligen Zigarettenwährung konnte ich mir dafür gerade eine Schachtel Amizigaretten kaufen. Mit Schreiben vom 27. April 1946 teilte das Headquarters Military Government Detachment H-50 meinem Arbeitgeber mit, daß meine Anstellung gesichert sei.

## Hitlerjugend – Rückblick anlässlich des Spruchkammerverfahrens

Durch den Einstellungsbeschluß der Spruchkammer Backnang vom 23. September 1946 wurde das gegen mich routinemäßig eröffnete Entnazifizierungs-Verfahren gemäß § 1, Ziffer 1 der Amnestieverordnung vom 6. August 1946 über die Befreiung vom Nationalsozialismus beendet. Vorausgegangen war eine Erhebung mittels Fragebogen im Umfang von 8 DIN-A4-Seiten. Ich war weder im Jungvolk noch in der HJ freiwillig organisiert gewesen. Im Fragebogen gab ich an, im Jahr 1941 Pflichtmitglied der HJ geworden zu sein. Damals mußten alle Jugendlichen über 18 Jahre bei der HJ als Staatsjugend Mitglied werden. In Backnang war dies eine Handvoll junger Leute. Wir mußten in unseren Zivilkleidern sonntagvormittags bei der ehemaligen Präparandenanstalt<sup>27</sup> erscheinen. Dort wurden wir von einem stadtbekanntem HJ-Führer befehligt. Marschübungen, Geländeübungen, auch Hinlegen und Aufstehen standen auf seinem Programm – sogar in der damaligen Wilhelm-Murr-

Allee.<sup>28</sup> Mein Versuch, einmal zu Hause zu bleiben, wurde damit beantwortet, daß mich die Polizei zwangsweise abholte. Ich mußte dann strafexerzieren. Nach dem Grund meines Fernbleibens wurde ich nicht gefragt, sondern im Befehlston, der mich gefügig machen sollte, in aller Öffentlichkeit gedemütigt, was mir sehr wehtat.

Regelmäßig wurden Singstunden abgehalten. Dabei mußten wir stets das SA-Lied „Die Fahne hoch...“,<sup>29</sup> das Deutschland-Lied – selbstverständlich alle Strophen – und Soldatenlieder lernen und singen („Fern bei Sedan...“, „Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt, darinnen ein Soldat...“). Von 1941 an wurden alle Schulkameraden organisiert, entweder freiwillig in der HJ oder in einer ihrer Untergliederungen wie der Flieger-HJ, Motor-HJ, Feuerwehr-HJ oder der Pflicht-HJ.

Bereits im April 1934 hatte die erste Flaggenhissung der HJ-Fahne in der Schule stattgefunden. Angeblich sollen damals 98 % der Schüler im Jungvolk organisiert gewesen sein. Dies war eine faustdicke Lüge der NS-Propaganda, denn nicht nur in meiner Schulklasse war damals nur eine Minderheit im Jungvolk.<sup>30</sup> Die Volksschule – heute Schillerschule – war nur ein Schulkörper unter mehreren. Ihr Leiter war Rektor Dr. Kuhn.<sup>31</sup> Wir mußten im Schulhof an der Unteren Bahnhofstraße zu zahlreichen Hissungen der HJ-Fahne im Klassenverband aufmarschieren. Rektor Dr. Kuhn hielt dann eine politische Rede in seiner Amtsleiteruniform. Der Volksmund bezeichnete diese Parteigenossen als „Goldfasanen“. Es gab unzählige Aufmärsche, so z. B. zur Feier des 1. Mai. Mit Kindern aus unserem Wohnbereich habe ich beim Lokal „Deutscher Kaiser“<sup>32</sup> oder vom Burgberg aus manches angeschaut, ohne davon begeistert zu sein.

<sup>27</sup> Die ehemalige Präparandenanstalt (= Vorbereitungskurs für das Lehrerseminar) war in der Gerberstraße 27/29 untergebracht und diente ab 1935 als HJ-Heim.

<sup>28</sup> Die nach dem Gauleiter der NSDAP in Württemberg-Hohenzollern und Reichsstatthalter in Württemberg Wilhelm Murr (1888 bis 1945) benannte Allee erstreckte sich vom heutigen Kreisel an der Aspacher Brücke bis zum heutigen Kreisel beim Feuerwehrhaus (heute: Talstraße und Annonay Straße).

<sup>29</sup> Es handelt sich hierbei um das sogenannte „Horst-Wessel-Lied“ – benannt nach dem SA-Sturmführer Horst Wessel (1907 bis 1930), der den Text verfasste. Das Lied wurde nach Wessels Ermordung 1930 zunächst zur offiziellen Parteihymne der NSDAP. Zwischen 1933 und 1945 wurde es dann als inoffizielle Hymne stets nach dem Deutschlandlied gesungen.

<sup>30</sup> Siehe dazu auch: Helmut Bomm: Der Inflationsjahrgang 1922/23 feierte das 70er-Fest. – In: BJB 2, 1993/94, S. 184 bis 194, hier 184 f.

<sup>31</sup> Willy Kuhn (1897 bis 1953) war von 1929 bis 1938 Rektor der Volksschule Backnang. Zu ihm siehe auch: Heinz Rauscher: Das Volksschulwesen in Backnang 1880 bis 1954 (4. Teil). – In: BJB 13, 2005, S. 155 bis 169, hier 165 ff.

<sup>32</sup> Die 1875 eröffnete Schankwirtschaft „Deutscher Kaiser“ in der Stuttgarter Straße 37 wurde zu der Zeit von Thomas Volz (1867 bis 1941) geführt.



Im Jahr 1936 erhielten wir Schüler vom Amt für Volksgesundheit, Verwaltungsstelle III Backnang, Albertstraße 18, einen DIN-A4-Vordruck, eine sogenannte „Erbtafel“. Darin waren die eigenen Personalien, die der Eltern, der Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits, außerdem die Anzahl der Geschwister des Vaters und der Mutter, auch besondere Krankheiten in der Familie anzugeben sowie weitere Fragen zu beantworten. Mit dieser Erbtafel als Grundlage mußte dann ein Ahnenpaß als Urkunde für den Zweck des Nachweises der arischen Abstammung erstellt werden. Der Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf. München, hat einen Ahnenpaß herausgegeben, er war von der Reichsstelle für Sippenforschung zum Dienstgebrauch empfohlen. Ich besitze den Paß noch. Auf Seite 3 steht: „Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf die Konfession! Kein Jude kann daher Volksgenosse sein! (Programm der NSDAP, Punkt 4)“. Für wieviel Unglück hat all das gesorgt!

## Weiteres Berufs- und Alltagsleben

Allmählich setzte seit dem Jahr 1946 bei mir und anderen ein Entwicklungsprozeß vom Pflicht-Hjler zum Demokraten ein. Trotzdem kam es zu heute schwer verständlichen Verhaltensweisen. Ich weiß nicht, ob da bei uns jungen Kriegsheimkehrern noch die NS-Propaganda nachwirkte, oder ob es uns ganz einfach wurmte, daß nun diejenigen, gegen die man jahrelang im Krieg gewesen war, sich in Deutschland als die Herren aufspielten und uns – was viele ganz besonders schmerzte – auch noch die Mädchen weg-schnappten. Wir reagierten mit einer Trotzhaltung gegen die amerikanische Besatzungsmacht.

Mädchen, die sich mit einem Amerikaner einließen, verachteten wir. Das äußerte sich z. B. in Gruppenprovokationen bei Dunkelheit vor dem Café Riekert,<sup>33</sup> wenn amerikanische Soldaten mit jungen Backnangerinnen dort zum Tanzen gingen. Durch beleidigende Zurufe wollten wir die jungen Frauen diskriminieren.

Im Juli 1946 wurde ich Gewerkschaftsmitglied. Auch heute noch bin ich bei der ÖTV organisiert.<sup>34</sup> Etwa seit dieser Zeit besuchte ich mit zunächst zurückhaltendem Interesse Veranstaltungen demokratischer Organisationen, so z. B. im damaligen Bahnhof, im Kino, auch im früheren Gasthaus „Hirsch“ in der Uhlandstraße.<sup>35</sup> Dort ging es einmal hoch her bei einer Versammlung zum Thema Entnazifizierung wegen des damals berühmt gewordenen Falles „Maier gegen Maier“.<sup>36</sup>

Durch die Zwangsbewirtschaftung aller Lebensmittel, Kleidung, Heizmaterial, Schuhe, Fahrzeuge etc. und wegen der mangelhaften Zuteilungen ging ich mit meinen Eltern im Sommer 1946 jeden Samstagnachmittag – damals gab es noch die 48-Stunden-Arbeitswoche von Montag bis Samstag um 12 Uhr – zum Ährenlesen auf die abgeernteten Getreidefelder um Backnang. Die Ähren konnte man auf der Bleichwiese bei Herrn Bacher<sup>37</sup> abgeben. Er war der Besitzer einer Dreschmaschine, und wir brachten in einem Sack – so wie zahlreiche andere Backnanger – unsere „Ernte“ dorthin. Das Dreschgut war überwiegend Weizen, den meine Mutter daheim mit einer Kaffeemühle schrotete und beim Brotbacken dem Mehl beimischte. Damit wurde unsere Brotversorgung verbessert. Wir waren einmal auf einem großen, abgeernteten Weizenfeld beim Ungeheuerhof und hatten einen ganzen Sack voll Ähren gesammelt, diesen Sack zugebunden und in einer Ackerfurche gelegt, weil wir unsere Umhängetaschen noch mal füllen woll-

<sup>33</sup> 1935 hatte Bäcker Christian Riekert (1909 bis 1938) aus Tübingen die frühere „Weinstube Ackermann“ in der Eugen-Adolfstraße 1 übernommen und darin zwei Jahre später das „Café Riekert“ eröffnet.

<sup>34</sup> Als Walter Orloff seine Autobiografie schrieb, stand die Fusion der Gewerkschaft öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV) mit der Deutschen Angestelltengewerkschaft (DAG), der IG Medien, der Deutschen Postgewerkschaft (DPG) und der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen (HBV) zur Vereinten Dienstleistungsgewerkschaft (ver.di) noch bevor.

<sup>35</sup> Es handelt sich hierbei um drei damals wichtige Veranstaltungsorte in Backnang: der Theatersaal des Bahnhofhotels in der Bahnhofstraße 7 (heute: Walter-Baumgärtner-Saal im Backnanger Bürgerhaus), der Saalbau der Gaststätte „Engel“, Am Schillerplatz 6, der nach dem Zweiten Weltkrieg lange Zeit als Kino „Central-Theater“ genutzt wurde (heute: Biblische Gemeinde) und der Saal im Gasthaus „Hirsch“, Am Rathaus 5.

<sup>36</sup> Im Januar 1948 strengte der Herausgeber der Stuttgarter Zeitung, Franz Karl Maier (1910 bis 1984), ein Verfahren gegen den FDP-Politiker und Ministerpräsident von Württemberg-Baden Reinhold Maier (1889 bis 1971) an, dem insbesondere seine Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz Hitlers im Jahre 1933 zum Vorwurf gemacht wurde (Anmerkung Gerhard Fritz, 2001).

<sup>37</sup> Karl Bacher hatte in der Eugen-Adolf-Straße 9 einen Säge- und Dreschereibetrieb.



ten. Als wir den Sack schließlich holen wollten, mußten wir feststellen, daß er gestohlen worden war. Unsere Wut und Enttäuschung waren groß. Im gleichen Jahr fuhr ich, ebenfalls mit meinen Eltern, mehrmals mit dem Zug Sonntag früh nach Sulzbach/Murr. Von dort gingen wir ins Lautertal, um „Buchele“ (Bucheckern) zu sammeln. Diese tauschten wir in der damaligen Ölmühle Lehmann<sup>38</sup> in der Stuttgarter Straße gegen wertvolles Speiseöl ein.

Wenn ich mich recht erinnere, erhielt unsere Familie ab 1945 jährlich einen Raummeter Brennholz von der Stadt zugeteilt. Das war zu wenig, um im Winterhalbjahr ausreichend die Wohnküche, geschweige denn das Wohnzimmer zu heizen. Um nicht zu frieren, ging ich mit meinem Vater mehrmals mit einem Handwagen, Axt, Pickel und Schaufel in den Teil des Plattenwaldes, der wegen des starken Borkenkäferbefalls abgeholzt worden war, um dort Baumstümpfe auszugraben.<sup>39</sup> Mit dem vollbeladenen Handwagen fuhren wir dann zum städtischen Bauhof. Dort wurde das Holz gegen Gebühr von einer Holzbearbeitungsmaschine einer Privatfirma grob zerteilt und schließlich zu Hause ofenfertig gestaltet.

Zu der Zeit war auch der Wohnraum zwangsbewirtschaftet und eine Kommission des Gemeinderats besichtigte jede Wohnung nach den Kategorien Größe, Anzahl der Wohn- und Nebenräume und deren Bewohner. Auch meine Eltern nahmen ein älteres Ehepaar aus dem Sudetenland in ihrem Haus auf. Das Zusammenleben mit diesen beiden Heimatvertriebenen war problemlos.

Aus dem Mangel der Zwangsbewirtschaftung heraus besannen sich viele auf alte handwerkliche Fähigkeiten, so z. B. das Wollespinnen mit dem Spinnrad. Allerdings mußte dazu die Rohwolle in einer Spinnerei aufbereitet werden, man sprach vom „Kartätschen“. Auch mein Vater machte das nach Feierabend in der Vorspinnerei der Firma Adolff. Er bekam landwirtschaftliche Produkte im Tausch. Eines Tages wurde dieser Nebenerwerb verboten. Danach fragte ein Schäfer aus einem Murrhardter Teilort bei uns an, ob wir gegen Mehl, Eier und Hammelfleisch für ihn Wolle vorspinnen könnten. Bei der sehr beschei-

denen Lebensmittelversorgung war dieses Angebot für uns einmalig, und so erinnerte ich mich an einen Onkel, der als Spinnmeister in Kirchheim/Teck bei der Firma Hoyer arbeitete und wohnte. Telefon gab es damals privat bei uns noch lange nicht, deshalb schrieb ich meinem Onkel Carl einen Brief und fragte, ob er uns helfen könne. Die Antwort war höchst erfreulich, denn er machte den Vorschlag, ich soll doch an einem Sonntagvormittag mit dem Zug nach Kirchheim fahren, er könne dann im ruhenden Betrieb die Wolle vorspinnen. Gesagt – getan, und so fuhr ich schwer bepackt nach Kirchheim und kehrte auch unbehelligt zurück. Auch der Tausch in Murrhardt klappte wie vereinbart und wir freuten uns über das zusätzliche Essen.

In den Jahren 1946 bis 1948 traf ich mich regelmäßig mit Freunden im damaligen Gasthaus „Ratsstüble“, wo wir samstagabends von einem Harmonikaspieler unterhalten wurden und von der Gastwirtin Frau Häberlin – sie hatte nahe Verwandte in den USA – gelegentlich Kostproben aus amerikanischen Hilfspaketen – Care – erhielten.<sup>40</sup> Nachdem die amerikanische Militärregierung zugestimmt hatte, fand im Gasthaus



Gisela und Walter Ortloff mit Freunden im Herbst 1950 in Raibach.

<sup>38</sup> Die Ölmühle von Paul Lehmann (1882 bis 1963) befand sich in der Stuttgarter Straße 67.

<sup>39</sup> 1947 fielen dem Borkenkäfer 32 ha städtische Waldfläche im Plattenwald zum Opfer. Dort entstand ab 1950 in rund 25 Jahren die Plattenwaldsiedlung mit über 250 Häusern.

<sup>40</sup> Das Gasthaus „Zum Ratsstüble“ befand sich direkt unter dem historischen Rathaus (Am Rathaus 2). Bei der Wirtin handelte es sich um Karoline Häberlin (1871 bis 1953).





Blick auf die Hindenburgstraße, heute Friedrich-List-Straße (oberer Straßenzug). Familie Ortloff wohnte in der unteren Häuserreihe im siebten Haus von rechts.

„Waldhorn“ in Maubach regelmäßig samstagsabends Tanz statt. Heiner Mürdter mit der Gitarre, Walter Mürdter mit der Trompete und ein Herr Sieber am Klavier spielten ohne Honorar für die stets zahlreichen jungen Damen und Herren zu deren großem Vergnügen.

Die Zeit bis zur Währungsreform war von einem sehr niedrigen Lebensstandard geprägt. Die angenehme Kehrseite war, daß es im Beruf kaum ein Konkurrenzdenken gab. Bei der Währungsreform am 20. Juni 1948 half ich ehrenamtlich – ich war vom Dienst eigens dafür freigestellt – bei der Volksbank Backnang Herrn Ulmer den Geldumtausch von RM in DM und die Auszahlung des Kopfgeldes zu vollziehen. Diese Aktion dauerte mehrere Tage und verlief reibungslos. Die meisten Menschen waren einerseits froh, endlich wieder wertbeständiges Geld zu haben, andererseits aber verbittert, daß von einem Tag auf den anderen alle Güter des täglichen Bedarfs, die bis dahin streng bewirtschaftet und nur mit Bezugschein erhältlich waren, in den Geschäften nun gegen die harte und knappe DM unbegrenzt gekauft werden konnten.

## Ehe und Familie

Im September 1950 heiratete ich Gisela Bader, die ich bei meinem Erholungsurlaub im April 1944 in Kohlberg, Kreis Nürtingen, kennengelernt hatte. Damals hatte ich die Familie meines Taufpaten in Kohlberg besucht. Eine Base dieser Familie – Lieselotte – war mit Gisela Bader befreundet; so lernte ich meine Frau kennen. Unvergessen bleibt mir auch, wie ich mit diesen beiden an einem Samstagnachmittag Richtung Metzingen spazieren ging und wir beim Ausruhen auf einer Waldbank plötzlich Motorengeräusche von Flugzeugen hörten. Nach kurzer Zeit überflogen uns von Westen nach Südosten unzählige Bombenflugzeuge der Amerikaner. Später kehrten diese Flugzeuge in umgekehrter Richtung wieder zurück. Deutsche Jagdflugzeuge waren nicht zu sehen, worüber ich mich wunderte, weil in den Wehrmachtsberichten stets gemeldet wurde, daß bei alliierten Bomberangriffen die deutsche Flugabwehr den feindlichen Flugzeugen schwere Verluste zugefügt habe.



Meine Frau hatte in einem Atelier für kunstgewerbliche Kleider in Metzingen ihren Beruf erlernt und war bis 31. Dezember 1949 als Kunststickerin beschäftigt. Nach unserer Hochzeit mußten wir wegen der damals herrschenden Wohnungsbewirtschaftung bis zum Frühjahr 1951 warten, bis wir in meinem Elternhaus vom Backnanger Wohnungsamt eine bis dahin vermietete 3-Zimmer-Wohnung zugewiesen bekamen. Wir erhielten allerdings nur zwei Zimmer, eine Küche und eine Toilette. Das dritte Zimmer war zunächst weiterhin an eine Heimatvertriebene vermietet.

Am 12. Dezember 1953 wurde unsere Tochter Renate und am 5. Mai 1958 unser Sohn Markus geboren. Renate verheiratete sich am 5. September 1975 in Backnang mit dem aus Murrhardt stammenden Bankkaufmann Günther Denz. Aus dieser Ehe sind zwei Kinder hervorgegangen. Tobias wurde am 20. März 1983 und Franziska am 9. Februar 1988 geboren.

## Eigenstudium – Kurse – Prüfungen

Meine beruflichen Erfahrungen in der täglichen Praxis vertiefte ich in der Theorie zusammen mit verschiedenen Kollegen durch ständiges Lernen nach Dienstsclu. Ich befaßte mich dabei insbesondere mit den Gesetzen und Vorschriften im Verwaltungs- und Staatsrecht mit dem Schwerpunkt Arbeitslosen- und Sozialversicherungsrecht. Dadurch schuf ich mir die Voraussetzung, im Jahr 1949 den Vollzeitkurs für Sozialversicherungsfachangestellte im Internat in Untersteinbach<sup>41</sup> besuchen zu können. Das war ein Ziel, das ich schon lange angestrebt hatte.

Im Jahr 1948 wurde ich aufgrund meiner kaufmännischen Berufsausbildung mit der Buch- und Rechnungsführung beauftragt. Eine besondere Herausforderung war für mich die Erstellung der D-Mark-Eröffnungsbilanz zum Tag der Währungsreform am 20. Juni, die ich im ersten Anlauf feh-



Die TSG-Versehrtensportabteilung im Jahr 1969 in Oberrot.

<sup>41</sup> In Untersteinbach (heute: Ortsteil von Pfedelbach) befindet sich noch heute das Schulungszentrum des AOK-Landesverbandes Baden-Württemberg.



lerlos schaffte. Die Prüfung zur dienstordnungsmäßigen Anstellung mit beamtenähnlichem Status bestand ich im November 1949 und im Januar 1950. Darauf wurde ich zum 1. Mai 1950 Verwaltungssekretär. Ohne Unterbrechung lernte ich weiter, es wurden Klausuren geschrieben, praktische Fälle gelöst und Rechnungsabschlüsse getätigt. Im Februar 1952 bestand ich eine Auswahlprüfung, die Voraussetzung dafür war, den Internatslehrgang zur Vorbereitung auf die Beförderungsprüfung besuchen zu können. Diese B-Prüfung bestand ich im Oktober und Dezember 1952 beim Landesversicherungsamt Württemberg-Baden in Stuttgart, genauso wie die A-Prüfung.

## Berufliche Entwicklung und ehrenamtliche Tätigkeit

Am 1. Dezember 1952 wurde ich zum Verwaltungsinspektor, am 1. Juni 1955 zum gehobenen Verwaltungsinspektor, am 1. April 1958 zum Oberverwaltungsinspektor, am 1. Januar 1966 zum Verwaltungsamtmann, am 1. Januar 1970 zum Oberamtmann und am 27. Juli 1973 zum Oberamtsrat befördert. Ab 1. Oktober 1974 war ich bei der AOK Rems-Murr, der Rechtsnachfolgerin der AOK Backnang, Hauptzweigstellenleiter in Backnang. Nach 37jähriger Tätigkeit für die Ortskrankenkasse und insgesamt 45jähriger Berufstätigkeit – unterbrochen durch Kriegsdienst und Gefangenschaft – trat ich am 31. Mai 1983 auf eigenen Wunsch in den Ruhestand.

Am 1. März 1952 wurde ich Mitglied der SPD und bald darauf Schriftführer des Ortsvereins Backnang.<sup>42</sup> Die Monatszeitschrift „Junge Garde“ der Sozialistischen Jugend in Stadt und Kreis Backnang wurde von Peter Odenwälder, Heinz Seitel und mir vom Jahre 1954 an über längeren Zeitraum mit aktuellen Themen (wie z. B. Wiederbewaffnung) erstellt und herausgegeben.

Am 1. März 1954 trat ich dem VdK bei und wurde noch im selben Jahr zum Kassier der Ortsgruppe Backnang gewählt, die über 800 Mitglieder hatte.<sup>43</sup> Diese Funktion hatte ich bis zum Jahr

1962 inne, in den Jahren danach war ich Schriftführer und bis 1977 Mitglied im Ausschuß. Daneben wirkte ich 20 Jahre lang im VdK-Kreisverband Backnang als Kassenrevisor. Am 6. März 1976 wurde ich vom VdK-Landesverband Baden-Württemberg zum Ehrenmitglied ernannt. Seit 1959 bereiteten Helmut Bomm als VdK-Vorsitzender und ich als Kassier die Gründung der TSG-Verkehrtsportabteilung vor und führten diese im Januar 1961 auch gemeinsam durch. Seit ihrer Gründung war ich immer Funktionär, von 1996 bis 2008 war ich Hauptabteilungsleiter der mittlerweile in Behindertensportabteilung umbenannten Gruppe.<sup>44</sup> Im Dezember 1973 wirkte ich daran mit, die Arbeiterwohlfahrt in Backnang zusam-



Gisela und Walter Ortloff im Jahr 2001.

<sup>42</sup> Die Backnanger Ortsgruppe der SPD wurde vermutlich 1889 gegründet. Sie ist damit die älteste, heute noch bestehende politische Partei in Backnang.

<sup>43</sup> Die Backnanger Ortsgruppe des Sozialverbands VdK wurde 1947 als „Verband der Körperbehinderten, Sozialrentner und Hinterbliebenen“ gegründet.

<sup>44</sup> Die TSG Backnang Behindertensport wurde 1961 gegründet.



men mit Volker Kleis, Elisabeth Braun und Friedrich Franz im Gebäude Aspacher Straße 10 zu gründen.<sup>45</sup> Seitdem bin ich Mitglied und – mit Unterbrechung – auch Kassenrevisor.

Während meiner Tätigkeit als Stadtrat von 11. November 1956 bis 5. Mai 1988 war ich in verschiedenen Ausschüssen des Gemeinderats Backnang und wurde darüber hinaus vom Gemeinderat von 1963 bis 1975 als Vertreter in den Gewerbeschulverband, den Handelsschulverband und ab 1975 in den Gemeindeverwaltungsverband Backnang entsandt. Von 1972 bis 1975 war ich ehrenamtlicher Stellvertreter des Oberbürgermeisters der Stadt Backnang, von 1974 bis 1984 Stellvertreter des SPD-Fraktionsvorsitzenden Christian Tessars und von 1985 bis 1988 Stellvertreter von Rudi Wohlfarth. Von Mai 1984 bis Februar 1985 war ich Vorsitzender der SPD-Gemeinderatsfraktion.

Im Gemeinderat habe ich meine Kenntnisse im Kommunalrecht – mit dem Schwerpunkt Haushaltsrecht – als Autodidakt erworben. Die Haushaltsplanberatungen waren für mich stets jährlich wiederkehrende Höhepunkte. Meine größte Enttäuschung erlebte ich durch die millionenschwere Fehlinvestition in das Krupp-Katox-Verfahren in der Kläranlage Neuschöntal.<sup>46</sup> Meine Kontakte zu den Mitgliedern der im Gemeinderat vertretenen Parteien waren sachbezogen und tolerant. In unzählig vielen Wahlkämpfen, an denen ich mich aktiv beteiligte, gab es natürlich auch heftigen Schlagabtausch, jedoch habe ich nie versucht, politische Gegner persönlich zu verunglimpfen.

Im Landkreis Backnang wurde ich 1965 erstmals in den Kreistag gewählt, dann ab 1973 im Rems-Murr-Kreis. Als Mitglied wurde ich in den Zweckverband Nord-Ost-Wasserversorgung delegiert. Schwerpunkt meiner Arbeit im Kreistag war von Anfang an der Krankenhaus- und Sozialausschuß. Hier setzte ich mich insbesondere für Verbesserungen und die Weiterentwicklung der Angebote im Backnanger Kreiskrankenhaus ein.

Meine Mandate als Stadtrat gab ich 1988 und als Kreisrat 1991 jeweils rechtzeitig vor den

nächsten Kommunalwahlen zurück. Ich war der Meinung, daß 32 Jahre ehrenamtliche Tätigkeit als Stadtrat, dazu noch 26 Jahre als Kreisrat, genug wären, so daß ich auf eine erneute Kandidatur verzichtete. Außerdem kamen noch zeitgleich familiäre Gründe hinzu, die mich zeitlich stark beanspruchten. Ganz wichtig war dabei, meinen Nachfolgern die Gelegenheit zu geben, sich einzuarbeiten und in der Öffentlichkeit für eine mögliche Wahl bekanntzumachen.

Meine Meinung zur Politik von damals und heute ist zwiespältig. Damals war das Interesse an der Politik allgemein größer als heute, genau so auch die Bereitschaft, sich zu engagieren. Viele Gemeinderäte waren ehemalige Kriegsteilnehmer, die mit ihrem Engagement den demokratischen Aufbau in der BRD fördern wollten. Das heute Erreichte, die weithin veränderten Lebensbedingungen und die damit zusammenhängende Satttheit und Selbstzufriedenheit führten zu mehr Egoismus und Desinteresse. Das war ein Ergebnis, das ich nie erwartet hatte. Immer war ich der Meinung, die Bereitschaft zum bürgerschaftlichen Engagement würde parallel mit dem steigenden Bildungsgrad ständig weiter zunehmen. Leider ist genau das Gegenteil eingetreten, wie ich inzwischen recht enttäuscht feststellen muß.

## Fazit

Eine meiner wichtigsten Aufgaben während meiner jahrzehntelangen ehrenamtlichen Tätigkeiten als Stadt- und Kreisrat, beim VdK und der Arbeiterwohlfahrt sah ich in dem Bemühen, den sozial Schwachen und den Behinderten in ihren oft schwierigen Lebenssituationen behilflich zu sein. Auch meine berufliche Tätigkeit bei der Ortskrankenkasse gab mir dazu vielfältige Gelegenheit. Bedingt durch meine Erlebnisse und Erfahrungen beim Reichsarbeitsdienst und der Wehrmacht im „Dritten Reich“ und insbesondere während der Kriegsgefangenschaft in Rußland war mir die Völkerverständigung zwischen Deutschland und Frankreich ein besonders

<sup>45</sup> Bereits 1946 war eine Ortsgruppe der Arbeiterwohlfahrt in Backnang gegründet worden, deren Aktivitäten jedoch später wieder eingestellt wurden. 1973 nahm der Ortsverein seine Tätigkeit wieder auf.

<sup>46</sup> Die Essener Firma Krupp hatte 1980 in der Kläranlage Neuschöntal eine Krupp-Katox-F-Endreinigungsstufe eingebaut. 1984 verklagte die Stadt Backnang die Firma wegen Nachbesserungsarbeiten in Höhe von 350000 DM sowie wegen Erstattung überhöhter Betriebskosten für die Jahre 1981 bis 1983 in Höhe von 1,4 Mio DM. Die Klage wurde Anfang 1985 vom Landgericht Stuttgart abgewiesen.



wichtiges Anliegen. Gerne erinnere ich mich an die Anfänge der Städtefreundschaft zwischen Annonay und Backnang. Bei einem Privatbesuch in Annonay von 17. bis 19. Juni 1965 zusammen mit Peter Odenwälder, Martin Veigel und dem Dolmetscher Rudi Weiss konnten wir in Gesprächen mit dem damaligen Bürgermeister Daniel Aimé und anderen maßgeblichen Persönlichkeiten dazu beitragen, eine Städtepartnerschaft zwischen Annonay und Backnang auf den Weg zu bringen.<sup>47</sup>

Es war nie Augenblicksbegeisterung, die mich zum unermüdlichen Einsatz antrieb, sondern allmählich gewachsene Zuwendung zu den Menschen und zur Sache der freiheitlichen demokratischen Selbstverwaltung. Im Behindertensport habe ich mich auch deshalb engagiert, weil ich dort meine sportliche Heimat fand. Wenn ich nach vielen Jahren – inzwischen 90 Jahre alt – zurückblicke, so wird deutlich, daß Unfreiheit und Not nicht spurlos an mir vorübergegangen sind, sondern positive Kräfte geweckt haben. Insbesondere ein lebensbejahendes Menschsein war die Grundlage für mein Wirken.

## Ehrungen und sportliche Erfolge

1978 erhielt ich das Bundesverdienstkreuz am Bande, 1985 die Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg, 1987 die Landkreismedaille des Landkreistages Baden-Württemberg und das Ehrenzeichen der Arbeiterwohlfahrt und 1989 die Bürgermedaille der Stadt Backnang verliehen. Des Weiteren bekam ich die goldene Ehrennadel der TSG Backnang 1846 Turn- und Sportabteilungen und vom Sportkreis Rems-Murr sowie die Ehrennadel des Württembergischen Versehrten Sportverbandes. Mehrere Ehrungen des VdK Baden-Württemberg und des VdK Deutschland wurden mir ebenfalls zuteil. Folgende Organisationen verliehen mir die Ehrenmitgliedschaft: VdK (6. März 1976), SPD (2. Februar 2001) und TSG Backnang 1846 Turn- und Sportabteilungen (11. April 2008). Im sportlichen Bereich war ich an über 20 Pokalsiegen der TSG Sitzballmannschaft beteiligt. Es gelang mir, achtmal das Deutsche Sportabzeichen in Gold sowie 20 Mehrkampfabzeichen des Deutschen Leichtathletikverbandes und des Deutschen Turnerbundes zu erringen.

<sup>47</sup> Die Städtepartnerschaft zwischen Annonay und Backnang wurde am 21. Mai 1966 in Annonay von den beiden Stadtoberhäuptern und späteren Backnanger Ehrenbürgern Daniel Aimé (1898 bis 1978) und Martin Dietrich (1929 bis 2012) unterzeichnet. Sie ist damit die älteste der drei Städtepartnerschaften Backnangs.